

VEREIN FÜR GESCHICHTE
UND HEIMATPFLEGE SOEST



Mitteilungen

28

Inhalt

Ulrich Löer

Zwei romanische Tafelbilder aus Soest in der neuen Berliner Gemäldegalerie 2

Gerhard Köhn

150 Jahre Badeanstalt in Soest 3

Hans Werner Mais

Die Inschrift über dem Portal der Kapelle im Oflag 12

Suzanne Beeh-Lustenberger

Raumverwandlung durch Fensterverglasung vom 13. Jahrhundert bis heute
am Beispiel der Hohnekirche in Soest 15

Gerhard Aumüller

Die Baugeschichte der Schneider-Varenholt-Orgel von 1674 in der Soester Pauli-Kirche 29

Frank Stückemann

Viktor Raabe (1864-1942), Meininger Pfarrer und Soester Superintendent 39

Walter Melzer

Neues von der Soester Stadtarchäologie 49

Dirk Elbert

Fundsachen zur Geschichte der Scharfrichter in Soest 52

Portrait des Soester Professors Friedrich Dreckmann SJ (1840-1917) 55

ISSN 1437-1820

Verzeichnis der Autoren

Prof. Dr. Gerhard Aumüller, Am Möhrengarten 1, 35117 Münchhausen

Dr. Suzanne Beeh-Lustenberger, Mozartweg 7, 64287 Darmstadt

Dirk Elbert, Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest

Dr. Gerhard Köhn, Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest

Dr. Ulrich Löer, Günne, Rosenweg 31, 59519 Möhnesee

Hans Werner Mais, Auf der Klocksborg 7, 59494 Soest

Dr. Walter Melzer, Stadtarchäologie Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest

Frank Stückemann, Meiningsen, Kirchstr. 2, 59494 Soest

Herausgeber: Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest e.V., Dezember 1998

Geschäftsstelle im Stadtarchiv, Jakobistr. 13, 59494 Soest

☎ 0 29 21/103-3 43

Redaktion: Dr. Gerhard Köhn, Geschäftsführer

An die Mitglieder und Freunde des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest

Sehr geehrte Damen und Herren!

Die Mitteilungen 1998 erreichen Sie einige Monate später als üblich. Sie sollen ein kleiner Ersatz für die in diesem Jahr nicht erscheinende Soester Zeitschrift sein. An unser Projekt „Gotische Buchmalerei aus Westfalen“ soll übrigens ein Sortiment von Kunstkarten erinnern, die eine Reihe von Paradieser Miniaturen, darunter auch Weihnachtsmotive, zeigen und sich als Geschenk- und Weihnachtskarten empfehlen. Wir haben diese Kunstkarten erstmalig anlässlich des Tages des offenen Denkmals im September angeboten. Sie sind im Burghofmuseum und bei all unseren Veranstaltungen zu erwerben.

Lassen Sie mich nunmehr einige Bemerkungen zu unserem Programm 1999 machen. Als Gegenstück zum „Herrenessen mit Damen“ im Winterhalbjahr planen wir zum dritten Mal am letzten Schultag vor den Sommerferien ein kleines historisches Event im Freien. Die Resonanz auf die Fehde-Fete 1997 und die Inszenierung zur Revolution von 1848 mit Vortrag und Umtrunk 1998 im Park des Archigymnasiums ermuntern uns zu einem ähnlich lockeren Treff 1999. Ansonsten haben wir das Programm in gewohntem Rhythmus erstellt, ausgerichtet an den unterschiedlichen Interessen und Zielgruppen in unserem Verein.

Allerdings werden Sie in der Leitung unserer Exkursionen und der Wochenendstudienfahrt nicht mehr unseren langjährigen Vorsitzenden Heinrich Hillebrand finden. Seine landeskundliche Kompetenz, sein geographisches Wissen, seine historische Orientierung, sein kunsthistorisches Gespür sowie seine Gesprächsfreudigkeit und Organisationskraft haben alle Exkursionen mit ihm - und dieses glaube ich im Namen von Hunderten von Teilnehmern sagen zu können - zu einem nachhaltigen Erlebnis und zur dauernden Bereicherung werden lassen. An der Qualität dieser Exkursionen werden wir uns in Zukunft messen lassen müssen, wenn wir die Ideen und die Leitung der Exkursionen auf mehrere Schultern verteilen. Wir ermuntern unsere Mitglieder, Vorschläge zu Exkursionen beizusteuern oder auch selbst Exkursionen zu planen und durchzuführen. Nachdrücklich ermuntern wir Sie alle, meine Damen und Herren, sich an unseren Exkursionen und weiteren Veranstaltungen zu beteiligen und für diese auch in ihrem Freundeskreis zu werben. Nur bei kontinuierlich gutem Zuspruch werden wir weiterhin in der Lage sein, ein so vielfältiges Jahresprogramm zu planen und zu verwirklichen.

Für Ihr Interesse und Ihre aktive Mitarbeit während der vergangenen Jahre darf ich mich am Jahresschluß 1998 bedanken und Ihnen auch im Namen des Vorstandes ein gesundes und Zufriedenheit bringendes Jahr 1999 wünschen.

Im Advent 1998

Dr. Ulrich Löer, Vorsitzender

Zwei romanische Tafelbilder aus Soest in der neuen Berliner Gemäldegalerie

Die Eröffnung der neuen Berliner Gemäldegalerie hat das besondere Interesse der Soester Dr. Willi Hütig sowie Christel und Josef Bögge gefunden. Während Dr. Hütig den Direktor der Galerie bat, die Exponate "Goldenes Retabulum" und "Gnadenstuhl-Retabulum" mit dem informierenden Hinweis „aus Soest“ statt nur mit „westfälisch“ zu versehen, zeigte sich das Ehepaar Bögge nach dem Bericht des "Soester Anzeigers" vom 27. Juni 1998 über die Existenz der Soester Gemälde in Berlin überhaupt überrascht. Daß die Existenz der Soester Tafelbilder in Berlin in Soest allgemein bekannt ist, darauf sollte mein Leserbrief im "Soester Anzeiger" vom 30. Juni vorrangig hinweisen. In kostbarer Kopie waren die beiden romanischen Gemälde bis vor geraumer Zeit im Burghofmuseum unübersehbar präsentiert.

Wenn nunmehr Christel und Josef Bögge eine gründliche Recherche angestellt haben und eine fünfseitige „Auflistung der Nachweise über die Herkunft des Kreuzigungsretabels und des Dreifaltigkeitsretabels“ vorlegen (einzusehen im Stadtarchiv), haben sie der Soester Kunstgeschichte einen vorzüglichen Dienst erwiesen. In Fortsetzung der Forschungen von Julius Balks (Die Wiesenkirche im 19. Jahrhundert, Veröffentlichungen der Bauhütte der Wiesenkirche Soest, Heft 5, Soest 1994) können Christel und Josef Bögge nach Auswertung der archivalischen Überlieferung der Wiesenkirchengemeinde nachweisen, daß die beiden genannten Retabel nicht aus dem Walburgisstift, sondern aus der Wiesenkirche nach Berlin transportiert worden sind. Die Herkunft aus dem Walburgisstift hatte Hubertus Schwartz in seinem Denkmalband (Bd. 3, Soest 1979, S. 146) behauptet, und ihm waren Hans Rudolf Hartung (Soester Seligkeiten, Soest 1990) und ich selbst (Soester Anzeiger) gefolgt. Einen schriftlichen Beleg konnten Christel und Josef Bögge für den Ursprungsort St. Walburgis nicht ausfindig machen. Man wird sich die beiden aufwendig gestalteten und von äußerster theologischer Dichte getragenen romanischen Tafelbilder somit vorerst in der bescheidenen Bürgerkirche, dem Vorgängerbau der heutigen Wiesenkirche, vorstellen müssen. Erheblich leichter würde es freilich fallen, sich die Bilder in dem auf erzbischöfliche Initiative hin errichteten Walburgisstift zu denken. Hier entstand neben St. Patrokli ein herrscherlich-kirchliches Repräsentationszentrum, wie das berühmte romanische Walburgis-Antependium (heute in Münster) eindrucksvoll belegt (vgl. meinen Aufsatz: Walburgiskloster und Walburgis-Antependium zu Soest, in: Westf. Zeitschrift 143, 1993, S. 9-29).

Anmerkung der Redaktion:

Im von Stadtarchiv Soest herausgegebenen Kalendarium "Soest in der Geschichte", 2. Aufl. 1997, ist unter dem Eintrag "um 1230" eindeutig herausgestellt, daß die beiden Tafelgemälde nicht aus dem St.-Walburgis-Stift stammen können. Auf ihre mögliche Herkunft aus der St.-Georgs-Kirche, deren Gemeinde 1822 mit der der Wiesengemeinde zusammengelegt wurde, wird hingewiesen.

150 Jahre Badeanstalt in Soest

von ihrer Inbetriebnahme durch eine private Gesellschaft 1849 bis zur Übernahme und ihrem Ausbau durch die Stadt 1866 - 1871

Man hätte 1998 dieses Jubiläums gedenken können, denn 1848 wurde eine Aktiengesellschaft für die Errichtung einer Badeanstalt hier gegründet. Aber das Jahr 1998 war schon mit dem Gedenken an den Westfälischen Frieden von 1648 und an die Revolution von 1848 mit Jubiläen reichlich gesegnet. Die Inbetriebnahme der Soester Badeanstalt 1849 eignet sich genau so gut als Grund für einen Jubiläumsbeitrag, meine ich.

Schon dreißig Jahre vorher, an 11. September 1819, hatte der Stadt- und Kreisgerichtsdirektor Arnold Geck im Soester Wochenblatt die Errichtung einer öffentlichen Badeanstalt in unserer Stadt am Soestbach in der Nähe der Feldmühle empfohlen.

1823 wurde eine kommerzielle Warmbadeanstalt mit vier Wannen in der Brüderstraße eröffnet. 1829 gründete der Homöopath Dr. med. Friedrich Gauwerky am Grandweg, Ecke Sugestraße ein russisches Dampfbad.

Die Einrichtung einer Bade- und Schwimmanstalt für den Sommerbetrieb geschah einerseits aus sportlichen oder Sicherheitserwägungen, denn Schwimmen stählt den Körper, rettet aber auch solche, die ins Wasser gefallen sind. Das Hauptmotiv für die Obrigkeit aber war, das wilde Baden der männlichen Jugendlichen und der Soldaten der Garnison aus moralischen Gründen in entsprechende Bahnen zu lenken. Das Baden in den um die Altstadt herum liegenden Fischteichen war außerdem für deren Besitzer oder Pächter geschäftsschädigend, weil die darin gezüchteten Speisefische nicht nur verschreckt und am Fressen gehindert wurden, sondern auch dabei *krepierten*.

Die erste Akte aus unserem Archiv, die ich für dieses Thema heranzog, heißt deshalb auch "Das Verbot des Badens in dem Soestbach und den benachbarten Teichen betreffend". Sie beginnt 1817 und endet 1870.

Im Dezember 1817 verbot der Landrat aus Sicherheitsgründen das Schlittschuhlaufen auf den Fischteichen, und weil der nächste Sommer bevorstand, bezog er in sein Verbot das Baden dort ein. Er schlug aber vor, dafür geeignete Gewässer ausfindig zu machen und es dort zu erlauben. Der Bürgermeister wollte das Baden in allen Teichen grundsätzlich verbieten. Da aber auch der Soestbach wegen seines ständigen kalten Quellwassers dafür ungeeignet sei, solle auf dieses Vergnügen bis zur Einrichtung einer Badeanstalt in Soest verzichtet werden.

Ende Juni 1818 beschwerten sich einige benachbarte Haus- und Gartenbesitzer, daß Soldaten im Teich des ehemaligen Dominikanerklosters nackt badeten, *welches für die weibliche Herrschaft und den Mägden sehr anstößig ist*. Deshalb erließ der Bürgermeister ein "Publicandum", das dieses *schamlose* Baden grundsätzlich untersagte. Seine Verordnung wurde, da es noch keine Zeitung in Soest gab, am Rathaus und an den Stadttoren angeschlagen und durch "Gassenruf" der Stadt- oder Polizeidiener lauthals verkündet. Dieses Verbot wurde in den folgenden Jahren ständig wiederholt.

1832 und 1833 beschwerten sich der Besitzer der Fischteiche am Ardey und andere über das wilde Baden von Handwerksburschen und anderen jungen Leuten, vor allem Schülern des Archigymnasiums. Es sei ein Skandal, daß *allerlei völlig nackte Menschen unter stetem Gejauchse und Geschrei umher liefen. Ehrbare Frauenzimmer gingen ab und zu auf dem Fußweg am Teich vorbei, der von allen Seiten einsehbar sei*.

Allen frühern Verböten zuwider, wird noch fortwährend sowohl von Erwachsenen, besonders aber von den Schülern ohne Scheu in den Fischteichen am Arden und auch im Soestbache gebadet.

Die Ursachen, welche diesem Verbote zu Grunde liegen, beziehen sich auf Schadensvergütung, Abwendung der Gefahren für das Leben und Gesundheit der jungen Menschen und auf die Verbannung der Schamlosigkeit, welche der Jugend so schädlich ist und das sittliche Gefühl anderer so sehr beleidigt.

Wie die Erfahrung gelehrt hat, haben die Warnungen in den frühern Jahren nicht gefruchtet, weshalb dagegen strafende Beispiele eintreten müssen, und werden daher die Gensd'armes und Flurschützen täglich unerwartete Umgänge machen, die betreffenden Frevler auffangen und zur Bestrafung vorführen.

Soest den 17ten Mai 1833.

Der Bürgermeister

O p d e r b e c k.

Badeverbot für die Fischteiche und den Soestbach. Aus: Soester Wochenblatt vom 18. Mai 1833

War es die Freiheit verkündende Märzrevolution von 1848, die endlich den Durchbruch in der Badeanstaltsfrage brachte? Am 13. Juni 1848 ist im Soester Kreisblatt, so hieß seit 1844 das 1819 gegründete Wochenblatt, ein Leserbrief abgedruckt:

"Eine Schwimm- und Badeanstalt für Soest ist schon seit Jahren ein fühlbares Bedürfniß geworden.

Der Bach ist zu kalt..., die Teiche an der Feldmühle, und wo sie sonst sich befinden, sind zu unrein, und verbieten die Eigenthümer das Baden in denselben.

Die Sool-, Süß- und Dampfbäder sind zu kostspielig für einen gesunden Menschen, und bieten nicht das Vergnügen und den Nutzen eines Naturbades, wo durch Schwimmen oder sonstige Bewegungen der Körper gewandt und kräftig wird...

Es kommt also darauf an, nach Übereinkunft mit dem betreffenden Eigenthümer, einen der Teiche, welche nahe am Soester Bache liegen, hierzu einzurichten, das Wasser in geringer Masse hineinzuleiten und ebenso abfließen zu lassen, es würde dann weder zu warm noch zu kalt, sondern stets die erforderliche Frische behalten.

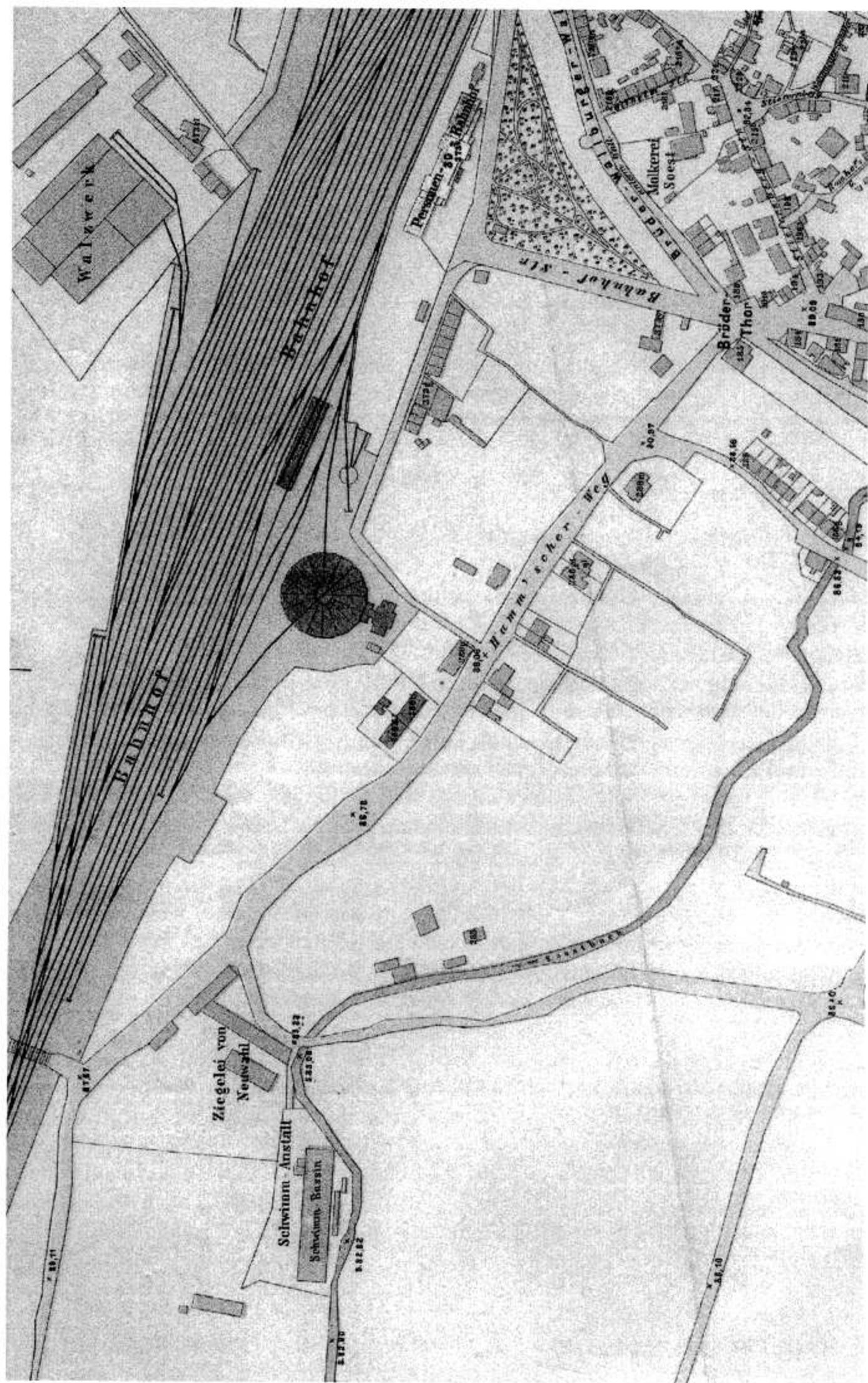
Der Kostenpunkt ist hier jedenfalls von Wichtigkeit: Der Ankauf des Teiches mit entsprechender Umgebung, die Brauchbarmachung desselben nebst Raumwerk zum Ein- und Ausfluß des Wassers. Ferner die Anlage der zur nothdürftigsten Bequemlichkeit erforderlichen Gegenstände, wie Bretterdach mit gedieltem Fußboden, eine Vorrichtung, die Kleider aufzuhängen, Waschkübel, Spiegel, Pantinen und Stiefelknecht usw.

Hier wäre eine Actienzeichnung vorzuschlagen, oder noch besser ist es wohl, wenn ein einzelner die Anlage übernimmt...

Es wäre zu wünschen, daß Männer, welche von der Nützlichkeit einer solchen Anstalt überzeugt sind, z. B. die Herren Ärzte, diesen hiermit angeregten Plan näher ins Auge faßten..."

Wenige Tage später, am 24. Juni, wendete sich der Briefschreiber P. Steinmetzer aufgrund eines tödlichen Badeunfalls erneut an die Öffentlichkeit: "...Der Reiz des Badens verleitet Eure Kinder, dem Verbote zuwider ohne Euer Wissen zu baden... Um ähnlichem Unglück ferner vorzubeugen liegt es im Interesse aller Eltern, eine Anstalt begründen zu helfen, wo das Baden unter steter Aufsicht stattfindet, ein jeder das Schwimmen erlernen kann, und für die Nichtschwimmenden ein bestimmt begränzter Raum angewiesen wird, wo sie ohne Gefahr des Ertrinkens baden können..."

Die Stadt hat so manches schöne Institut errichtet, da hätte ja aus Communal-Mitteln längst eine Badeanstalt errichtet werden können, besonders in diesem Jahre, wo große Summen verwendet werden, nur um die Arbeiter vor Brotlosigkeit zu schützen..."



5 Die Lage der Badeanstalt "Auf der Klocksbach" am Soestbach ca. 1890. Stadtarchiv Soest, Sammlung älterer Katasterpläne

Schon in der nächsten Ausgabe des Kreisblattes vom 27. Juni luden der "Kreisphysikus" und der Bürgermeister die Interessierten zu einer am selben Abend stattfindenden Versammlung wegen Errichtung einer Badeanstalt ein.

In dieser Versammlung wurde eine aus acht Personen bestehende Kommission gewählt, die Vorschläge zur Verwirklichung des Planes machen sollte. Dazu gehörten u. a. der Leserbriefschreiber Steinmetzer, der Gymnasialdirektor Patze, der Bürgermeister Schulenburg und die Ärzte Dr. Gauwerky, Dr. Stute und Dr. Tubbesing.

Vier Monate später unterbreiteten diese Herren handfeste Vorschläge: *Als Localität haben wir zwei in der Nähe der Feldmühle belegene Teiche der verwittweten Frau Dr. Müller aus-ersehen, welche wir untereinander und mit dem Bache in Verbindung setzen zu lassen vor-haben, um abwechselnd frisches Wasser hineinzulassen.* Die Unkosten sollen durch gezeichnete Aktien von je 2 Talern erbracht werden. Die Zeichnung von 150 Anteilsschei-nen war schon jetzt fest versprochen. Die Herren legten am 29. Oktober auch schon den Entwurf eines Statuts für die Badeanstalt und für die zu gründende "Bade-Anstalt-Gesell-schaft" vor.

Am 9. März 1849 waren von den Soestern 302 Anteilsscheine zu je 2 Talern gezeichnet. Für die 604 Taler konnten die Pacht für die Teiche und das Gelände, die Baumaßnahmen, die Anschaffungen für die Einrichtung und das Gehalt eines Bademeisters bezahlt werden. Letzterer war der Gefreite einer Pioniereinheit in Köln, Martin Niederee, der anfangs nur vom 8. Juni bis 7. August 1849 ohne Besoldung von seiner Truppe beurlaubt worden war, später auf Antrag der Badegesellschaft aber bis Mitte September bleiben durfte.

Als die Stelle des Bade- und Schwimmeisters besetzt war, konnte am 15. Juni 1849 im Kreisblatt die Badeordnung veröffentlicht werden. Am 21. Juni begann der Badebetrieb.

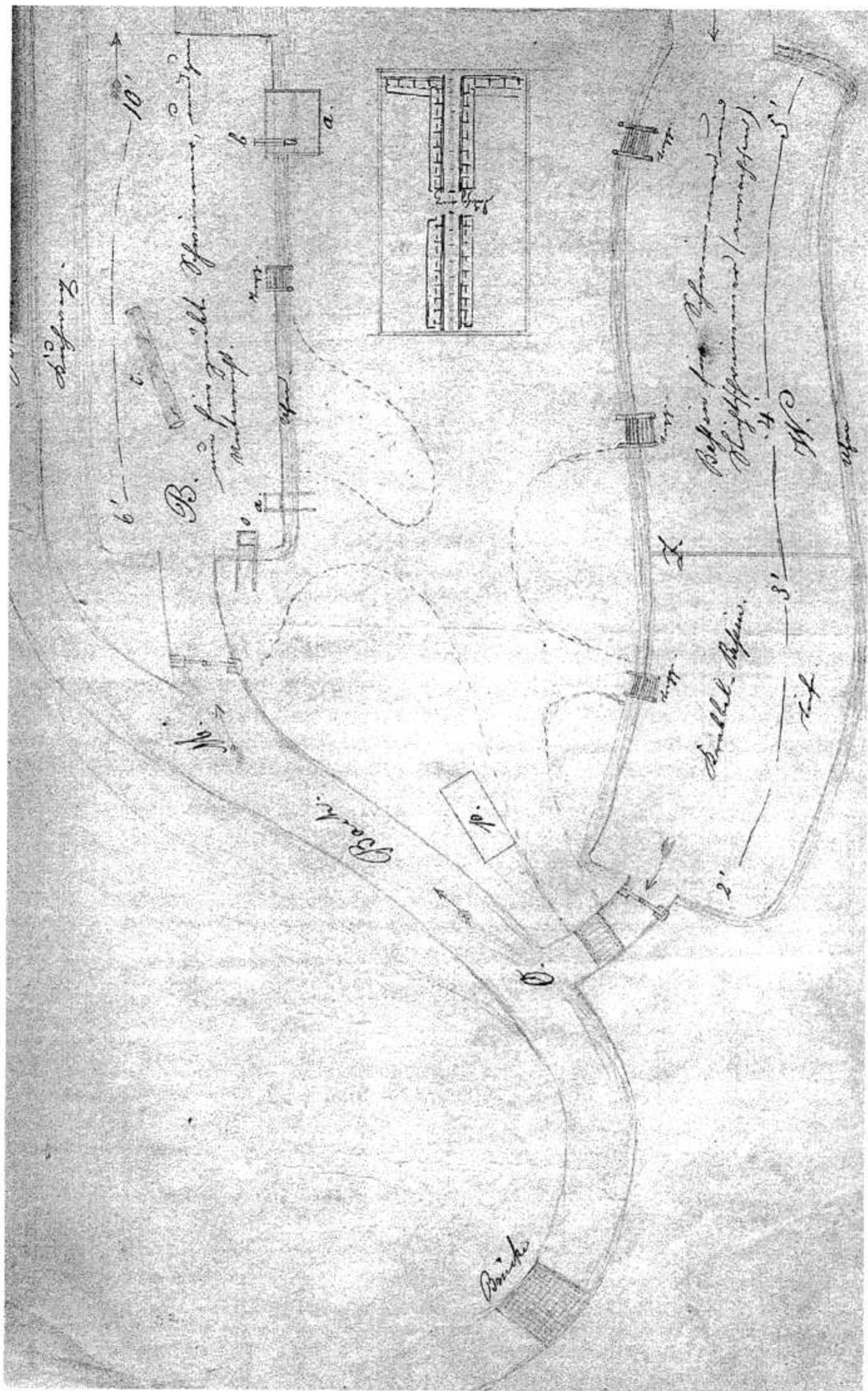
Schnell waren die Badehosen bei den Soester Textilhändlern ausverkauft. Der jüdische Händler Eduard Gerson aber inserierte schon am 3. Juli "Tricot-Badehosen sind in allen Größen und zum Preise von 4 Silbergroschen wieder vorrätig."

Schon am 10. Juli veröffentlichte ein unbekannter Autor, möglicherweise der Homöopath Dr. Gauwerky oder der Leserbriefschreiber Steinmetzer eine Lobeshymne auf die neue Badeanstalt, die ich hier in Auszügen wiedergebe:

"...Bis auf die jüngsten Tage unserer Zeit hat Soest dem Baden im Freien keine andere Auf-merksamkeit geschenkt, als daß man der badelustigen Jugend erlaubte, wie weiland den Cimbern und Teutonen in das gelbe Wasser der Rhone, so hier in das morastige Bett des Bachs den Sprung zu wagen." Die Kälte des Baches aber eigne sich nicht zum Baden. Außerdem hätten durch Unfälle aufgeschreckte Eltern den Kindern das Baden darin verbo-ten.

"Die in ihrem ersten Entwicklungsstadium begriffene, im friedlichen Thale der Klocksburg gelegene Badeanstalt wird schon jetzt dem dringenden Bedürfnisse abhelfen und im Laufe der Zeit die Stufen einer vollendeten Ausbildung zu ersteigen sich bestreben. Ein Institut, welches wie dieses einen möglichst gemeinnützigen Charakter angenommen..., kann bei dem anerkannten Nutzen kalter Bäder nur den erfreulichsten Einfluß auf den Gesundheits-zustand der Stadt ausüben.

Wer kennt nicht aus eigener Erfahrung das bedeutsame Verhältnis, in welchem die Ober-fläche des menschlichen Körpers zu den Centralorganen steht, wer fühlt nicht instinkartig das Bedürfnis der Hautreinigung, und wer hat nicht häufig Gelegenheit die Anzahl von Krankheiten zu beobachten, welche die äußere Hülle zu ihrer Vorhalle benutzen." Nachdem der Autor etliche Beispiele für eine erfolgreiche Hydrotherapie aufgezählt hat, fährt er fort: "Hysterische und hypochondrische Beschwerden, so lange sie keine materielle Basis



Plan zur Einrichtung der zwei Fischteiche als Badeanstalt vom November 1848. Von links fließt der Soestbach, dem Wasser für das obere "Bassin" (B) entnommen werden kann. Das Wasser fließt am rechten Rand nach unten durch das untere "Bassin" und kann von hier wieder in den Soestbach abgelassen werden. Aus: Stadtar- chiv Soest Abt. C Nr. 958

haben, weichen dem regelmäßigen Gebrauch der Bäder bald, insbesondere wenn die gymnastische Bewegung des Schwimmens die motorischen Apparate zur gehörigen Entladung bringt...

Schließlich sei mir noch erlaubt, dem schönen Geschlechte einen beachtungswerthen Wink zu geben. Es gibt kein Mittel, meine Damen, welches der Jugend Blüthe so lange unversehrte erhält, als das kalte Wasser, keines, welches mit mehr Sicherheit die erbleichte Wange wieder röthet und den Purpur auf die Lippen zurückzaubert. Die Früchte einiger kühler Minuten in den Wellen unseres Bassins sind durch und durch gesunde und nicht geschminkte Veränderungen der Larve; sie sind der Widerschein einer Fülle von Kraft und Leben, welche in der innern Werkstätte unseres Körpers bereitet ist..."

Die Badesaison endete im ersten Jahr ihres Bestehens am 30. September. Die Einnahmen betragen 176 Mark. Knapp zwanzig Jahre später, im Jahr 1867, waren die Erlöse auf 22 Mark gesunken.

Die Aktiengesellschaft konnte dieses defizitäre Unternehmen nicht mehr finanzieren, geschweige notwendige Unterhaltungskosten leisten.

"Durch die Verschlammung der [naturbelassenen] Teiche und die gänzlich verfallene Vorrichtung zum Ein- und Auslaufen des Wassers ist die Anstalt nachgerade auf einen Punkt gekommen, wo etwas geschehen muß, um ihren Untergang abzuwenden." So schrieb der Magistrat in einer Vorlage für die Stadtverordneten am 14. Juli 1865 und empfahl den Ankauf der Badeanstalt für 500 Taler, was dann auch geschah.

Danach wurden Pläne zur Sanierung der Badeanstalt, vor allem zum Ausmauern der Teiche/Becken entwickelt. Die Stadtverordneten billigten 1867 erste Baumaßnahmen in Höhe von 2.200 Talern, die 1868 ausgeschrieben und 1869 fertiggestellt wurden.

Die alten Aktionäre erhielten im August 1869 noch 25 % ihres Einsatzes aus dem Jahre 1849 erstattet.

Alle vorgesehenen Ausbauarbeiten an der "Städtischen Schwimmanstalt", wie sie jetzt hieß, waren 1871 abgeschlossen. Wegen des schlechten Sommers wurden nur 164 Taler eingenommen. 1875 aber "verschaffte die große Wärme des Sommers" der Schwimmanstalt Eintrittsgelder von über 330 Talern. Dies war die höchste Einnahme in ihrer bisherigen Geschichte, wie im Magistratsbericht zu lesen ist. "Die Badeanstalt könnte", so steht dort weiter, "durch Verkauf des Eises [im Winter für Brauerei- und andere Bierkeller] zwar in ihrer Rentabilität noch erheblich erhöht werden, indessen halten wir fest an der Auffassung, daß sie nicht als Erwerbsquelle errichtet ist und daher auch im Winter der Jugend als heiterer Tummelplatz gewährt sein möge."

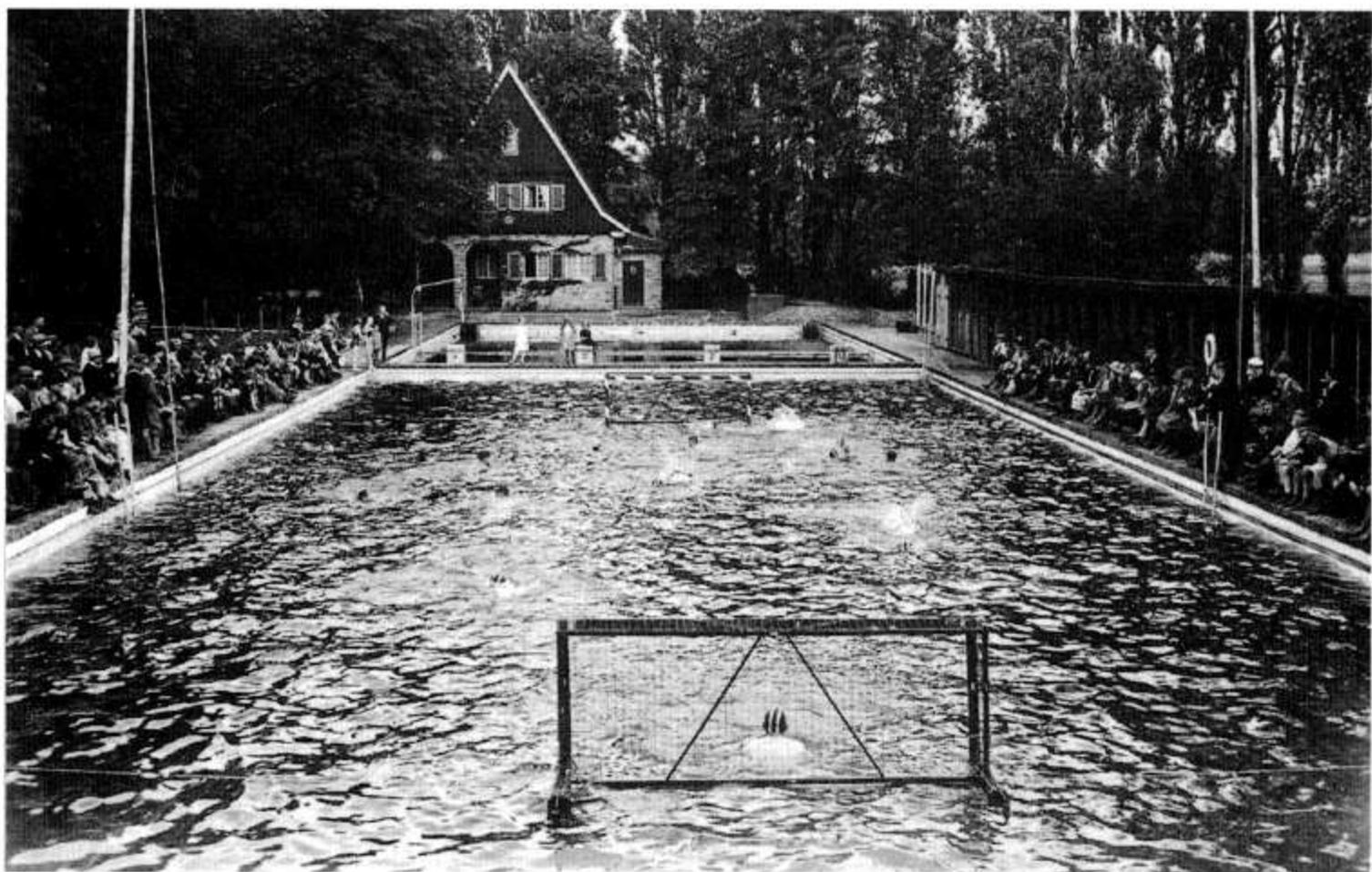
Quellen

Stadtarchiv Soest: Aktenabt. B Nr. XXXIV b 9: Das Verbot des Badens im Soestbach und den benachbarten Teichen betreffend 1817 - 1870; Abt. C Nr. 958: Die Einrichtung einer Badeanstalt betreffend und die fernere Verwaltung derselben 1848 - 1870;

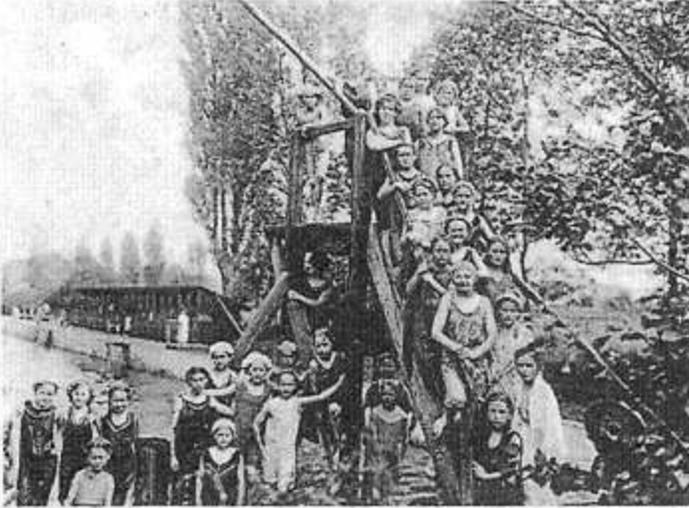
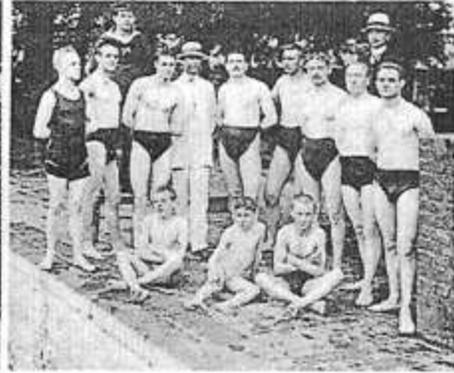
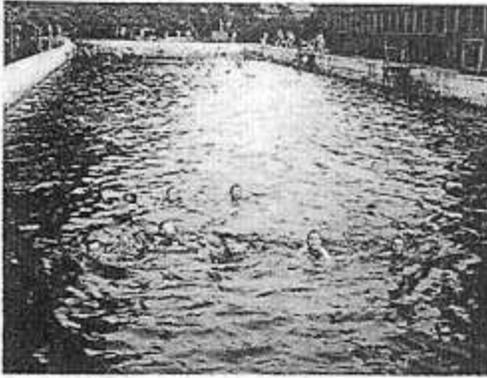
Abt. C Nr. 959: Die städtische Bade- und Schwimmanstalt 1869 - 1908; verschiedene Jahresberichte des Magistrats zu Soest; verschiedene Jahrgänge des Soester Wochenblattes bzw. des Soester Kreisblattes; Fotos aus dem Bildarchiv.



Die Schwimmanstalt ca. 1918. Foto Lange im Bildarchiv des Stadtarchivs Soest, Neg.-Nr. A 3205/17



Wasserballspiel in der Schwimmanstalt, ca. 1927/28. Stadtarchiv Soest Neg.-Nr. A 1508/46



Gruss aus dem Städtischen Schwimmbad SOEST

Grüßpostkarte mit Motiven aus dem Schwimmbad. Die Karte wurde 1932 verschickt. Stadtarchiv Soest Neg.-Nr. A 3205/15



Das Schwimmbad 1935. Foto Dülberg im Stadtarchiv Soest, Neg.-Nr. A 3662/17a

B a d e s O r d n u n g

§ 1. Anfang und Ende der Badezeit wird alljährlich durchs Kreisblatt bekannt gemacht.

§ 2. Es ist die Einrichtung getroffen, daß nicht allein im Freien, sondern auch in geschlossenen Räumen (Badestuben) gebadet werden kann. Zugleich ist den Badenden Selbsterbeboten, den erforderlichen Unterricht im Schwimmen zu erhalten.

§ 3. Von Morgens 6 — 10 Uhr ist die Anstalt nur für Damen zum Baden in den geschlossenen Badestuben zugänglich. Während dieser Zeit ist das Baden im Freien unbedingt verboten, auch keinem andern der Zutritt zum Badeplatz gestattet. Der Bademeister hat die gemessene Anweisung, auf genaue Befolgung dieser Vorschriften zu achten.

§ 4. Von Morgens 10 Uhr bis Mittags 12 Uhr und von Nachmittags 3 bis Abends 9 Uhr, kann sowohl im Freien als in den Badestuben gebadet werden. Auch während dieser Zeit ist nur den Badenden der Zutritt zum Badeplatz gestattet.

§ 5. Von Mittags 12 bis Nachmittags 3 Uhr bleibt die Badeanstalt geschlossen.

§ 6. Das Aus- und Ankleiden derjenigen, welche im Freien baden, muß in dem dieserhalb errichteten Saale geschehen, wo auch die erforderlichen Räume zur Aufbewahrung der Kleidung sich vorfinden.

§ 7. Die erforderliche Wasche zum Reuzen und Trechnen muß jeder selbst zur Stelle schaffen. Zu deren Aufbewahrung ist die erforderliche Einrichtung getroffen. Der Bademeister wird jedoch ein reines Handtuch zum einmaligen Gebrauch gegen Vergütung von 1 Sgr. auf Erfordern verabreichen. Jede der beiden Badestuben ist mit einem Tisch nebst zwei Stühlen, Spiegel und Seife versehen zum Gebrauch der Badenden versehen.

§ 8. Das Baden im Freien ist nur in Badehosen zulässig.

§ 9. Jeder, welcher baden will, muß sich beim Bademeister auf dessen Befehl durch Vorlegung einer Marke legitimiren und ist der Bademeister bei Vermeidung von 1 Thalern Strafe verpflichtet, streng darauf zu achten, daß jeder, der sich nicht im Besitze einer Marke befindet, vom Badeplatze entfernt werde. Der Bademeister ist angewiesen, jedem, der sich unbefugter Weise am Badeplatze aufhält und der an ihn ergehenden Weisung sich zu unterziehen, Willkür zu lassen, dem Verstande betruß gerichtlicher Erstrafung zur Anzeige zu bringen.

§ 10. Die Marken müssen vorher bei dem Communal - Empfänger Marke als Rendanten der Anstalt auf der Kämmereistube eingeliefert werden und findet die Ausgabe derselben am Badeplatze statt.

§ 11. Zum Baden im Freien werden Marken ausgegeben, welche mit dem Namen des Abonnenten versehen sind. Derjenige, auf dessen Namen die Marke lautet, ist zum Baden im Freien während der ganzen Badeperiode des laufenden Jahres berechtigt. Derselbe kann und darf diese Berechtigung seinem andern übertragen. Der Preis einer solchen Marke beträgt 1 Thaler.

§ 12. Eine Ermäßigung des Preises (§. 11.) findet statt für Schüler und Böglinge öffentlicher Schulen und Anstalten der Stadt Coest. Der Lehrer oder Vorsteher der Anstalt hat das namentliche Verzeichniß seiner betreffenden Schüler dem Rendanten Marke einzureichen, empfangt dagegen die bestimmte Anzahl Marken und hat für jede Marke 10 Sgr. zu entrichten. Jede Marke ist mit dem Namen des betreffenden Schülers versehen und ist nur dieser zum Baden berechtigt.

§ 13. Auf die beiden obern Klassen des Gymnasiums findet die Ermäßigung der Preise (§. 12.) keine Anwendung.

§ 14. Zur Benutzung der Badestuben werden Marken, für einzelne Personen oder für ganze Familien, gültig für die ganze Badezeit des laufenden Jahres, ausgegeben. Wer für seine Familie eine Marke lösen will, muß Zahl und Namen der betreffenden Familienglieder angeben und erhält vom Rendanten die bestimmte Zahl Marken mit der Namensaufschrift des berechtigten Verfassers. Nur Familienglieder, welche zusammen wohnen, können sich durch ein solches gemeinschaftliches Abonnement berechtigen. Die Marke für eine einzelne Person kostet 2 Thaler, für eine Familie 3 Thaler. Die Berechtigung kann keinem andern übertragen werden.

§ 15. Bademirren zum Gebrauch der Badehäuser, auf jeden Inhaber lautend, werden per Stück zu 4 Sgr. und per Dugend zu 1 Thaler ausgegeben. Der Inhaber muß eine Marke, bevor er badet, an den Bademeister abgeben, indem jede Marke nur zu einmaligem Gebrauch des Bades berechtigt.

§ 16. Die Marken zum Gebrauch der Badehäuser (§. 14. 15.) berechtigen den Abonnenten, nach Gutfinden zugleich im Freien zu baden. Nur während der geschlossenen Zeit (§. 3. 5.) ist das Baden im Freien unbedingt untersagt.

§ 17. Sind die Badehäuser besetzt, so erhält, wenn mehrere Badelustigen concurriren, derjenige den Vorrang in der Reihenfolge, welcher seine Anwesenheit dem Bademeister zuerst angemeldet hat.

§ 18. Für den Unterricht im Schwimmen erhält der Bademeister praenumerando von jedem, der sich zum Unterrichte bei ihm meldet, ein für allemal 1 Thaler. Der Bademeister ist verpflichtet, täglich zu der bestimmten Zeit eine Stunde Unterricht zu ertheilen.

§ 19. Der Bademeister ist berechtigt, und verpflichtet, die Ordnung beim Baden zu handhaben und alle Verletzungen des Anstandes zu verbüßen. Jeder ist unbedingt verpflichtet, seiner desfallsigen Anordnungen und Anweisungen Folge zu leisten oder den Badeort alsbald zu verlassen. Wer sich den Anordnungen des Bademeisters widersetzt oder denselben beleidigt, verliert für alle Folgezeit das Recht zur weitem Benutzung der Anstalt, muß seine Marke zurückgeben und hat auf Ersatz des Abonnements-Preises keinen Anspruch.

§ 20. Beschwerden gegen die Dienstführung des Bademeisters sind beim Vorhande schriftlich vorzubringen, welcher streng darauf achten wird, daß der Bademeister die ihm angewiesenen Schranken nicht überschreitet.

§ 21. Auf Trinkgelder kann der Bademeister keinen Anspruch machen.

Die Inschrift über dem Portal der Kapelle im Oflag

Die französische Kapelle im Oflag VI A, dem Gefangenenlager für französische Offiziere in Soest am Meininger Weg, darf gewiß als ein bedeutsames Zeitzeugnis, als ein Dokument unheilvoller Zeit gelten. An diesem Ort fanden Männer für fünf Jahre ihres Lebens eine geistig-geistliche Heimat.

Über die französische Kapelle insgesamt, über ihre inzwischen mehr als fünfzigjährige Geschichte, über die Gefangenen, namentlich die, die den Gebetsraum gestalteten, wie auch über die Ankunft der Franzosen in Soest hat Gisela Rogge kürzlich berichtet¹.

Im folgenden geht es um die lateinische Inschrift über dem Portal der Kapelle. Sie lautet:

1 a	SVSATENSI ARA IAM AETERNO
b	LVMINE PVRA
2 a	OBLATA MARIÆ QVÆ SEMPER CLADE
b	REDEMP TOS
3 a	EREXIT GALLOS SANCTOQUE AD
b	VINCVL A PETRO
4 a	STAT PIVS ARDENTI SVO AMORIS
b	IN CARCERE JESUS
5 a	TE FERRO VICTVM NON VINCTVM
b	PECTORE FINGAT

Die Übersetzung lautet:

- (1) Auf dem Soester Altar, nunmehr vom Ewigen Licht erhellt,
- (2) gewidmet Maria, die stets die aus schwerem Unglück erlösten
- (3) Franzosen wieder aufgerichtet hat, und dem heiligen Petrus in den Ketten,
- (4) steht barmherzig in seinem Gefängnis der glühenden Liebe Jesus:
- (5) Dich, der du mit der Waffe besiegt worden bist, forme er zu einem Menschen, der in seinem Herzen (und seiner Seele) frei von Fesseln ist.

Beim Betreten der Kapelle erfuhr der französische Kriegsgefangene zu seinem Trost im 1. und 4. Vers von der ständigen Gegenwart des eucharistischen Christus im Tabernakel auf dem Altar, der besonderen Gnadenstätte des Gotteshauses (*stat pius Christus*, V. 4) und seiner glühenden Liebe (*ardenti suo amoris*, V. 4). Das Ewige Licht (*lumen aeternum*, V. 1) sollte es ihm anzeigen.

(Für die Übersetzung empfiehlt sich die Umstellung von *ardenti*; es gehört grammatisch zu *in carcere* (V. 4).)

Diese beiden Verse rahmen eine *dedicatio*, eine Weihe oder Widmung des Altars an Maria und Petrus ein, die im 2. und 3. Vers thematisiert wird (*oblata* (V. 2) steht als Synonym für *dedicata*).

Eine Bitte an den ständig gegenwärtigen Christus für den Gefangenen, der persönlich apostrophiert wird, bildet im letzten Vers den Abschluß der Inschrift.

Die Widmung des Altars an Maria und den "Hl. Petrus in den Ketten" mag folgenden Grund haben: Zu Maria ist der Attributivsatz *quae semper clade redemptos erexit Gallos* ("die stets die aus schwerem Unglück erlösten Franzosen wieder aufgerichtet hat", V. 2f.) hinzugefügt: Sie hat also immer wieder Unglückliche aufgerichtet.

Neben vielen anderen Titeln in der Lauretanischen Litanei kommt Maria auch der Titel der *consolatrix afflictorum*², der "Trösterin der Betrüben" zu, und die Kriegsgefangenen mußten sich doch wohl in hohem Maße als die *afflicti*, die Niedergeschlagenen, Bedrängten, Betrüben verstehen.

Im Vorspann zu Gisela Rogges Artikel heißt es: "Vom 31. Juli auf den 1. August 1940 hatten 2000 Franzosen den Ort Soest erreicht, der für die meisten von ihnen die nächsten fünf Jahre Exil oder - genauer betrachtet - Gefängnis bedeutete."³

Die katholische Kirche feierte damals noch am 1. August das Fest "S. Petri ad vincula" (Petri Kettenfeier). Man gedachte der wunderbaren Befreiung des heiligen Petrus aus den Fesseln im Kerker durch Gott⁴. Da lag es doch für die Kriegsgefangenen, die sich in besonderer Schicksalsgemeinschaft mit dem Heiligen erlebten, sehr nahe, den Altar auch dem "Heiligen Petrus in den Ketten" zu weihen.

Unter den "Orationen in verschiedenen Anliegen" fand sich früher eine für Gefangene. Auch darin beriefen sich die Gläubigen bei ihrer Bitte um Freilassung eines Gefangenen auf die Befreiung des heiligen Petrus⁵. Angemerkt sei noch, daß jedem Romfahrer die Basilika "San Pietro in Vincoli" mit dem berühmten Mose des Michelangelo bekannt ist, wo die Ketten des Apostelfürsten verehrt werden.

So durften sich also die Franzosen am Altar der Kapelle der besonderen Fürsprache Marias und des heiligen Petrus anvertrauen.

Die zweite Hälfte der Inschrift (V. 3ff.) wird beherrscht von der Vorstellung und dem Wortfeld der Gefangenschaft: *ad vincula* (V. 3), *in carcere* (V. 4), *vinctum* (V. 5).

Auch Christus befinde sich in Gefangenschaft, heißt es in Vers 4. Hier wird der *amoris carcer* nicht allgemein als Metapher für die Macht der Liebe gemeint, sondern in konkretem Bezug auf den Altar zu verstehen sein. Auf dem Altar stand damals sicherlich noch der Tabernakel, in den sich Christus in der Gestalt des konsekrierten Leibes "einschließen" ließ, um stets unter den Menschen, hier den Gefangenen, gegenwärtig zu sein. Der Tabernakel auf dem Altar also wurde zu seinem ihn umfangenden Kerker (*suo carcere*), zum sinnfälligen Ort der "Gefangenschaft" des eucharistischen Christus als des Gefangenen seiner glühenden Liebe; diese übergroße Macht der Liebe hält ihn "gefangen", so daß er nicht anders kann, als immer wieder den Menschen, gerade denen, die in Bedrängnis sind, besonders von dieser Stelle aus seine Liebe zuzuwenden.

In der Auffassung, daß im Altarsakrament die besondere Liebe Christi sich ausdrücke, sieht man bestätigt, daß das bekannte *Tantum ergo sacramentum* ("Ein so großes Sakrament") aus dem Hymnus des Thomas von Aquin von Friedrich Dörr 1970 mit "Sakrament der Liebe Gottes" wiedergegeben worden ist⁶.

Der letzte Vers mit der Bitte für den Gefangenen wird bestimmt vom Gegensatz *ferro victum - non vinctum pectore*: äußere Unfreiheit - innere Freiheit. Der Kriegsgefangene befindet sich in der Gefahr, nach dem Verlust der äußeren Freiheit auch sein Herz zu verschließen, sich gegenüber anderen nicht mehr öffnen zu können, nur noch an sich selbst "gebunden" zu sein. Christus wird gebeten, ihn zu einem Menschen zu machen, der in

seinem Gram "nicht gebunden", nicht verschlossen und verhärtet, nicht unfähig zu Liebe und Vergebung ist, sondern sich frei und offen Gott und den Menschen - auch den Kriegsgegnern - zuzuwenden vermag.

Das Wort *ingere* assoziiert die Vorstellung, Christus möge den Gefangenen, wie der Töpfer den Ton, mit seinen Händen formen, wozu er aus eigener Kraft nicht fähig ist.

Der letzte Vers weist schließlich eine besondere sprachliche Gestaltung auf. Die inhaltliche **Antithese** wird durch einige formale Elemente betont: durch das **Wortspiel** *victum - vinctum*, (mit der **Alliteration** *vi- / vi-*), ferner besonders durch die Stellungsfigur des **Chiasmus** (Überkreuzstellung) von *ferro / victum* und *vinctum / pectore*, wodurch die entgegengestellten Wörter *victum* und *non vinctum* unmittelbar zusammentreffen. Zugleich erfahren auch die gegensätzlichen Außenpositionen *ferro* und *pectore* eine starke Betonung. Erwähnt sei auch noch die Trope der **Metonymie** (Umbenennung) bei *ferro*. Besonders antike Dichter haben häufig das Material (hier Eisen) anstelle des Produkts (hier Waffe(n)) genannt.

Die Inschrift ist in flüssig verfaßten, leicht lesbaren Hexametern mit sechs Hebungen (mit dem Akzentzeichen ´ dargestellt) und der Zäsur (mit // dargestellt) nach dem fünften Halbfuß abgefaßt, so wie es bei den Römern durch das Wortende nach der Hebung des dritten Versfußes sehr häufig der Fall war.

Zu beachten ist dabei, daß ein auslautender Vokal, auch ein m mit vorangehendem Vokal beim Sprechen wegfällt, wenn das nächste Wort mit einem Vokal beginnt.

Die Anfangsbuchstaben der fünf Verse ergeben das **Topogramm** Soest, im zweiten und dritten Vers findet man das **Chronogramm** MCMXL = 1940.

Zur Illustration:

Sú-sa-téns a-rá // i ae-tér-no lú-mi-ne pú-ra
Ób-la-tá Ma-ri-áe // quae sé-m-per Clá-de red-éMp-tos
É-re-Xít GaL-lós // sanc-tó qu ad vín-cu-la Pé-tro
Stát pi-us ár-den-tí // su a-mó-ris in cár-ce-re Jé-sus
Té fer-ró vic-túm // non vínc-tum pec-to-re fín-gat.

Die Inschrift über dem Portal der Kapelle im Oflag, die auf den Altar als das Zentrum, die Sinnmitte, die besondere Gnadenstätte dieses Gebetsraums hinweist, bezeugt nach Inhalt und Form als ihren Verfasser einen gläubigen Katholiken, der sich und seine Kameraden der Liebe des eucharistischen Christus anvertraut, darüber hinaus besonders auch einen theologischen und klassisch-philologisch gebildeten französischen Kriegsgefangenen. Ein Faltblatt, das über die Kapelle informiert, nennt als Autor einen Leutnant André Bonduelle, einen Dominikanerpater.

Anmerkungen

- 1 Gisela Rogge, Die französische Kapelle im Oflag, in: Heimatblätter für Geschichte, Kultur und Brauchtum im Kreise Soest (Beilage zum Soester Anzeiger), Nr. 150, Januar 1997.
- 2 Anselm Schott, Das vollständige Römische Meßbuch, lateinisch und deutsch, Freiburg 1956, Anhang S. (242)f.
- 3 Rogge (wie Anm. 1).
- 4 Schott (wie Anm. 2), Proprium Missarum de Sanctis: 1. August, S. 983f.
- 5 Ebd., Orationen in verschiedenen Anliegen, S. (173).
- 6 Fronleichnam, in: Gotteslob, Katholisches Gebet- und Gesangbuch, Stuttgart/Paderborn 1975, Lied 542, S. 519.

Raumverwandlung durch Fensterverglasung vom 13. Jahrhundert bis heute am Beispiel der Hohnekirche in Soest¹

Der Künstler, der es unternimmt, Glaswände und Fenster zu gestalten, ist in großem Maße verantwortlich für die Stimmung eines Raumes und der Aussage eines Gebäudes. Wie sich das Fenster in das jeweilige Architekturkonzept einzuordnen hat und welche Vorstellungen sich mit ihm in seinem geistigen Gehalt und dementsprechend auch in seinem äußeren Erscheinungsbild verbinden, sind Kernfragen, mit denen sich die Glasgestalter in Verbindung mit den Architekten und Auftraggebern in allen Epochen immer wieder aufs Neue auseinandersetzen mußten und müssen.

Mitunter scheinen Welten zwischen den verschiedenen Auffassungen zu liegen. Heute mag dies vielen gar nicht mehr bewußt sein, da man schon lange weitgehend davon abgekommen ist, sich kritisch mit der Glasmalerei auseinanderzusetzen. Wie sich immer wieder zeigt, wird diese Kunst, mag sie nun bescheiden und zurückhaltend oder anspruchsvoll und gar pompös auftreten, eher nur hingegenommen als besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt. Erst wenn es, besonders bei Kirchengemeinden, um eine Entscheidung in eigener Angelegenheit geht, treten die unterschiedlichen Standpunkte hervor.

Bei der Kirche St. Maria zur Höhe in Soest half ein glücklicher Zufall mit, das Problem zu lösen. Eine Ausstellung von Glasmalerei-Entwürfen im Bauamt der Evangelischen Kirche von Westfalen 1992 machte das Presbyterium auf den ebenfalls in Soest ansässigen Künstler Jochem Poensgen aufmerksam. Einem ersten Gespräch folgten grundsätzliche Überlegungen über die Art der Verglasung, an denen sich neben den Mitgliedern des Presbyteriums und dem Künstler auch das Bauamt und die Denkmalpflege beteiligten. Nach ersten Skizzen noch im selben Jahr wurden im Februar 1993 dann konkretere Entwürfe und Probescheiben diskutiert.

Viele Gespräche über Zwischenstadien der Entwurfsarbeit und weitere Probescheiben schlossen sich an, bis der Künstler im April 1993 dann die endgültigen Entwürfe für alle 16 Fenster abgab. Aber erst nachdem im August 1993 ein erstes Fenster eingebaut war, wurde die Verwirklichung aller Fensterentwürfe beschlossen¹.

Was sich also so selbstverständlich und ohne großes Aufheben in den Bau einfügt, resultiert nicht aus einem spontanen Gestaltungsakt, sondern ist das Ergebnis eines langwierigen Prozesses, in dem sich Künstler, Auftraggeber und Gutachter in ihrer Verantwortung für das Bauwerk zusammenfanden. So entstanden Fenster, die die Geschichtlichkeit des Gebäudes klar hervorheben, dabei aber nicht in phantasieloser Funktionalität auf das Denkmal reagieren, sondern schöpferisch auf seine Vorausgaben eingehen und gleichzeitig den Anforderungen einer modernen Gesellschaft gerecht werden.

Das neue Erlebnis von Raum und Licht läßt natürlich die Frage aufkommen, wie denn in St. Maria zur Höhe das Problem der Fensterverglasung in früheren Zeiten angegangen worden ist. Der Bau wurde um 1220-1230 über einem um 1180 begonnenen Vorgängerbau errichtet. Anstelle von drei schmalen Schiffen mit hochsitzenden Gewölben entstand damals eine breite zentralisierende Raumfolge, die von großen Fenstern unter tief ansetzenden mächtigen Gewölben durchlichtet wird.

Sie erhielt eine reiche Ausmalung, zuerst durch Dekorationsmaler, die die Gewölbe und Pfeilervorlagen mit Ornamentbändern, sternförmigen Mustern, Fabeltieren und Kandelab-

berbäumchen sowie die Wände mit Arkaden zur Einfassung der Fenster und Imitationen von Teppichen schmückten. Danach folgte die Ausmalung der Faltenkuppel des Chores, die die thronende Muttergottes umgeben von den beiden Johannes und sechzehn Engeln in schweren byzantinischen Gewändern zeigt. In den Zwickeln schließen sich, abgesetzt von einem breiten Rankenfries mit Prophetenmedaillons, zahlreiche typologische Darstellungen an. In der Nische mit dem Hl. Grab im Westen des Nordschiffs wurden Szenen zur Verherrlichung Christi und schließlich in der Nordapsis die Marienkrönung und Szenen aus dem Leben der Hl. Katharina dargestellt.

Die Malereien waren von einer dicken Kalktünche und anderen Schichten überdeckt, als bei Erneuerungsarbeiten 1869 Spuren davon zutage kamen. Seit Ende der siebziger Jahre wurden sie freigelegt und von Hofmaler Adolf Quensen im Sinne der damaligen Zeit restauriert, das heißt vielfach durch Kopien ersetzt. So hat sich, wie eine Untersuchung von 1963 ergab, im Langhaus nur noch wenig vom mittelalterlichen Putz und der originalen Farbfassung erhalten, im Hauptchor, der Nordapsis und der Grabesnische der alte Putz in großen Flächen, doch verhältnismäßig wenig von der originalen Malschicht. Der Gesamteindruck ist dennoch außerordentlich imponierend².

Stellt man sich nun aber die Malereien zur Zeit ihrer Entstehung in ihrer ganzen ursprünglichen Kraft vor, wie mußte dann das Licht beschaffen sein, das ihnen nach dem damaligen Verständnis zur höchstmöglichen Aussage verhalf, und welche Idee verband sich überhaupt mit der Lichtquelle, dem Fenster? Auf der Grundlage des Neuplatonismus erkannte die Theologie des Mittelalters das Licht als Offenbarung Gottes. Wenn es die Fenster durchdringt, verbreiten diese nach der damaligen Auffassung das Licht der wahren Sonne, nämlich Gottes, in der Kirche. Ihre Bilder werden damit zu Heiligen Schriften, die den Menschen vom Bösen zurückhalten, indem sie ihn erleuchten.

Diesem Gedankenkomplex schließen sich zusätzlich Überlegungen zur Transluzidität des Glases an. Die Frage, wie eine Materie - nämlich das geschaffene Licht - eine andere - nämlich das Glas - durchdringen kann, ohne sie zu beschädigen, machte aus dem Phänomen der Transluzidität ein Mysterium, das nach Anschauung der Scholastik der theologischen Auslegung bedurfte. So erstaunt es nicht, daß das Fenster außerdem als ein Symbol für die Reinheit und Unbeflecktheit Mariens betrachtet wurde³.

Innerhalb des Kirchengebäudes nahm die Glasmalerei dank ihrer speziellen Eigenschaften deshalb einen ganz besonderen, von uns kaum mehr intuitiv zu erfassenden Rang ein. Durch sie ist dem Menschen die Möglichkeit gegeben, das Göttliche in Bildern von edelsteinartiger Leuchtkraft direkt wirken zu lassen, während die Wandmalereien, den Fenstern an Kostbarkeit in der Ausführung oft nicht nachstehend, aber eben nicht lichtdurchdrungen, "nur" Lehre und Schrift vergegenwärtigen. Beider Licht ist, wie Wolfgang Schöne in seiner berühmten Abhandlung über das Licht in der Malerei 1954 schreibt, "gegenstandsfreie künstlerische Gestaltung der vera lux - des wahren Lichts -, aber dem Fensterlicht eignet eine theologisch höhere und künstlerisch aktivere nobilitas als dem Bildlicht der Malerei, wodurch es dessen Gehalt verdeutlichen helfen kann"⁴.

Die Wandmalereien entwickeln in einem vom Stimmungslicht der Farbfenster erfüllten Raum eine wesentlich tiefere und aussagekräftigere Wirkung als in neutral verglasten Räumen. Schöne wies dies am Beispiel der Oberkirche von San Francesco in Assisi aus der Zeit von 1235-1280 nach, wo der Verband von Wandmalerei und Glasmalerei noch weitgehend intakt ist. Es ist also nicht anzunehmen, daß die Hohnkirche reich mit Wandmalereien und dafür arm oder kaum mit Farbfenstern ausgestattet war, auch wenn heute allgemein die Tendenz besteht, Wandmalereien sozusagen unverfälscht in klarem Tageslicht oder dann mit viel Kunstlicht zu präsentieren.

Im Gegensatz zu St. Patrokli in Soest, wo sich von der ursprünglichen Farbverglasung des ebenfalls ausgemalten Hauptchores Reste von 29 Scheiben erhalten haben, fehlt von denjenigen der Hohnekirche jede Spur. Eine ungefähre Vorstellung von ihrem Charakter aber läßt sich durch ein Fenster der Pfarrkirche in Lohne gewinnen. Bis 1908 befanden sich im Chor der um 1230 erbauten kleinen Hallenkirche in Lohne die Reste eines Farbfensters, die dann vom Westfälischen Landesmuseum in Münster erworben und restauriert wurden. Sie gehören zu den Meisterwerken der Glasmalerei am Ausgang der Stauferzeit⁵.

Das Fenster stellte die Wurzel Jesse dar, eine Bildvorstellung, die sich aus der Prophezeiung des Jesaja vom Kommen des Messias aus dem Geschlechte Davids herleitet. Sie zeigt den schlafenden Jesaja, aus dessen Seite der Stammbaum Christi hervorwächst. In den Bildfenstern des 13. Jahrhunderts wurde dieser Stammbaum oft um szenische Darstellungen in Begleitung von Prophetengestalten erweitert, vor Lohne zum Beispiel in dem großen Jesse-Fenster von St. Kunibert in Köln um 1220-30.

Erhalten haben sich vom Fenster in Lohne allerdings nur sechs ganzfigurige Prophetengestalten sowie eine Halbfigur, die sich anhand der Texte auf ihren Spruchbändern aber paarweise ordnen lassen und Rückschlüsse auf die verlorenen Bilder der Mittelbahn gestatten. Es sind dies von unten nach oben: Jesaja, Verkündigung an Maria, Geburt Christi, Kreuzigung und thronender Christus. Das Fenster zeigt die Propheten als imponierende, individualisiert dargestellte, sozusagen "redende" Sehergestalten in leicht bewegter Körperhaltung, denen die gestaute Gewandfülle in Blau-Gelb, Blau-Weiß oder Purpur-Smaragdgrün eine geradezu drängende Ausdruckskraft verleiht. Sie stehen unter kleinen Baldachinen zu Seiten eines breiten, phantasievoll und reich abgestuften Rahmens, der das ganze Fenster umzieht.

Als besonders markant hebt sich darin der prachtvoll ausgearbeitete Palmettenfries hervor. Mit ihm und dem Schema der unter Baldachinen stehenden Propheten folgt das Fenster einer durch Glas- und Wandmalerei in Soest seit etwa 1160 zu belegenden Tradition. Zum stilistischen Vergleich bieten sich insbesondere drei Wandmalereizyklen an. Da sind einmal die um die Mitte des 13. Jahrhunderts entstandenen, aber im 19. Jahrhundert stark verrestaurierten Apostelpaare im Chor der Pfarrkirche in Methler, bei denen die Verwandtschaft aber noch recht im allgemeinen bleibt. Näher steht dem Werk in der gedrängten Fülle der Komposition, dem Reichtum von Ornament und Formerfindung sowie im Volumen der Gestalten die Ausmalung des Hauptchores in der Hohnekirche. Die Masse der Engel im Reigen um die Muttergottes scheint gar nicht genug Platz zu haben am Gewölbe⁶, so daß vom Grund nur noch spärliche Restflächen sichtbar bleiben. Darin und im Verhältnis von Körper und Gewanddrapierung besteht zwischen dem Fenster in Lohne und der Malerei in der Hohnekirche große Ähnlichkeit.

Eine weitere sehr enge Beziehung ergibt sich außerdem zu der Apsisausmalung in der Nikolai-Kapelle in Soest, die nach Entfernung der Übermalungen im 19. Jahrhunderts allerdings nur noch in der Untermalung zu sehen ist. Sie stellt die Majestas Domini und darunter die von überkuppelten Baldachinen bekrönten zwölf Apostel dar. Die Charakterisierung und Typisierung der einzelnen Gestalten, denen heftig bewegte Gewandmassen eine füllige Körperhaftigkeit verleihen, finden im Lohner Fenster eine auffallende Entsprechung.

So liegt denn der Schluß nahe, daß das Fenster um 1250 in einer Werkstatt in Soest geschaffen wurde. Es wird damit zum Zeugen einer Tradition, aus der, gut zwei Jahrzehnte früher, höchstwahrscheinlich auch die Farbverglasung der Hohnekirche entstand. Sie wird dem Werk aus Lohne stilistisch sehr verwandt gewesen sein und im Chor möglicherweise ebenfalls ein Fenster mit der Wurzel Jesse eingeschlossen haben. Denn dies gehörte zu den

beliebtesten Themen des Mittelalters. Im Übrigen aber hieß es zu sehr der Spekulation zu verfallen, wollte man, ausgehend vom Programm der Malereien, auf die Themen der einzelnen Fenster schließen. Wie Ulf-Dietrich Korn feststellte, ging in St. Patrokli in Soest zum Beispiel die thematische Übereinstimmung zwischen Malerei und Glasmalerei nicht über das Allgemeine hinaus, ließen sich also keine besonderen inhaltlichen Bezüge zwischen der Ausmalung und den Fenstern feststellen.

Im 13. Jahrhundert erreichte das tief gesättigte Farbfenster den Höhepunkt seiner Entwicklung, danach setzte deutlich eine Tendenz zur Aufhellung des Innenlichts im Kirchengebäude ein. Weiß wurde innerhalb der Fenster zu einer vielbeachteten Farbe und begann die bunten Farben zurückzudrängen. Im 15. und frühen 16. Jahrhundert nahm die Tradition der Farbverglasung zunehmend ab. Gedankengut des Humanismus und später der Renaissance ließen den Wunsch nach Fenstern entstehen, durch die natürliches Tageslicht in den Kirchenraum eintreten kann. Dafür wurden rautenförmig zugeschnittene Gläser oder dann Butzen verwendet, kleine geblasene runde Glasscheiben, die wegen ihres lichtstreuenden Charakters sehr beliebt waren. Die partielle Farbverglasung, das heißt kleine Bilder, umgeben von Butzen oder Rauten, setzte sich immer mehr durch. Gleichzeitig verloren die älteren Farbfenster viel von ihrer hohen Wertschätzung und blieben nicht länger unangetastet; in Nürnberg zum Beispiel wurde der alte Fensterbestand in den Kirchen um ein Drittel reduziert, um lichte Räume zu erhalten.

Auch in der Hohnekirche in Soest kam es, den Bedürfnissen der Zeit entsprechend, zu Umgestaltungen. Da wurde das große gotische Fenster in der Nordwand des Chores eingebrochen und dann die Ausmalung im Chor zumindest teilweise übergangen, denn an der Chorsüdwand fanden sich Reste einer Malschicht mit Fragmenten eines Wandbehangs und Ranken, die in die 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts zu datieren sind. Ferner berichtet Roßkampff in seinen *Monumenta Zusatensia oder Altertümer so sich in den acht Hauptkirchen zu Soest befinden* 1749 von einer Wappenscheibe des J. Walburg von Esbeck aus dem Jahre 1531, die sich damals im *Fenster aufm Chor* befand, heute aber nicht mehr erhalten ist⁷. Natürlich ist nicht sicher, ob diese Stiftung im Jahr der Soester Reformation einst tatsächlich für den Chor bestimmt war; die Scheibe könnte auch aus einem der anderen Fenster nachträglich dort eingesetzt worden sein. Auf jeden Fall aber ist sie ein Hinweis darauf, daß die alte Farbverglasung damals nicht mehr komplett und zumindest ein Teil der Glasmalereien bereits entfernt war. Dies muß nicht unbedingt mit der Reformation zu tun gehabt haben. Die Reformatoren hatten in ihrem Kampf gegen die Bilderverehrung vor allem die lebensnah gestalteten Skulpturen und Malereien im Visier, während die Glasmalerei meist übergangen oder geduldet wurde. So sind dem Bildersturm in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts wohl weniger Farbfenster zum Opfer gefallen, als durch den sich wandelnden Zeitgeschmack, durch kriegerische Auseinandersetzungen und Naturkatastrophen verlorengingen. Abgesehen von der dekorativen Übermalung im Chor in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts sind Wände und Gewölbe der Hohnekirche wiederholt übertüncht worden, einmal sogar rot. Darüber kam - wahrscheinlich im 17. Jahrhundert - ein Ölanstrich. Auf jeden Fall fand in diesem Jahrhundert eine größere Renovierung statt, die auch die Fenster mit einbezog. Dies bezeugen mehrere Wappenscheiben, von denen sich zwei bis 1944 erhalten haben. Sie stammten von den Lohnherren Arndes und Schütte und trugen das Datum 1661⁸. Außerdem befanden sich nach Roßkampff im Fenster neben *Blanckenagels Chörgen* eine Scheibe der Otilia Annalia Blanckenagel mit dem Datum 1654, über *Gronden Banck* in einem Fenster die Wappen Michels und Marquardt von 1662 sowie im Fenster hinter dem Altar eine bereits 1630 entstandene Wappenscheibe Cubach-Pentling, wie sich überhaupt in den Fenstern noch mehrere Namen befanden, die Roßkampff aber nicht einzeln aufzählt.

Es ist eine lange und großartige Tradition, nämlich die der Fenster- und Wappenstiftung, die mit Scheiben dieser Art ein bescheidenes Ende findet. Für den Bau und die Ausstattung von Kirchen und Klöstern zu stiften, war im Mittelalter für alle Volksschichten eine Selbstverständlichkeit. Gleichzeitig aber wurde Wert darauf gelegt, daß solche Stiftungen inschriftlich oder bildlich - mit Stifterbildern und Wappen - auch dokumentiert werden konnten. Hierzu boten sich vor allem die Fenster an⁹. Auch Soest besitzt in der Pfarrkirche St. Pauli ein typisches Zeugnis eines solchen Stifterbildes. Es ist ein um 1300 entstandenes kleines Grisaillefeld, in dem die inschriftlich mit Namen verewigten Stifter Druda und Gotmar ebenfalls ein Fenster präsentieren.

Gestiftet wurde zur Ehre Gottes, zur Sühne und zum ewigen Gedächtnis, dann aber auch aus Traditionsbewußtsein, zur politischen Dokumentation und als Zeichen gesellschaftlichen Anspruchs in den jeweils bevorzugten Kirchen. Zu den Stifterbildern gesellte sich vielfach, als weithin sichtbares und lesbares Zeichen, das Wappen. Im Laufe der Spätgotik und der frühen Renaissance tritt es zunehmend allein, ohne das Stifterbild, auf. Es entstand der Brauch, anstelle eines Fensters lediglich noch kleine Scheiben zu stiften, eventuell mit besonders verehrten Heiligen oder einer Bibelszene, auf jeden Fall aber mit dem Wappen. Vom kirchlichen ging diese Sitte des Fensterschenkens dann auch in den Profanbereich über. Bei Festen aller Art (die oft mit splendiden Gelagen einhergingen) schenkte man sich solche bemalten Scheiben, die in Westfalen zum Beispiel "Fensterbiere" genannt wurden. Für die Glasmalerei war dies ein Abstieg ohnegleichen, für das Verhältnis von Architektur und Fenster aber bedeutete es einen neuen Ansatz. Er verblieb zwar auf rein dekorativer Ebene, erscheint aber heute, in der Zeit großer Glasarchitekturen, gerade deshalb nicht uninteressant. Dazu gilt es anzumerken, daß das Glas bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht so substanzlos und klar war wie heute, sondern immer leicht getrübt und tonig, so daß die Fenster prinzipiell nie wie ein Loch in der Wand wirkten.

Zunächst wurden für die neutralen Partien Butzen oder Rauten verwendet. Im 16. bis zum 18. Jahrhundert entwickelten sich dann aber die verschiedensten geometrischen Systeme, um die zum Teil immensen leeren Flächen anhand des Bleinetzes zu gliedern und sie mit ihrem Potential für die Architektur zu "aktivieren". Beispiele finden sich etwa in der Kirche St. Gervais et Protais in Paris aus dem beginnenden 17. Jahrhundert und in der Kirche St. Martin in Pont-à-Mousson von 1745-1747. Denn für die Renaissance- und Barockarchitektur gehörte das Licht und die Art seiner Erscheinung zu den zentralen Themen. Im Kirchengebäude stand es für das göttliche Licht, wie dies in verschiedensten Predigten von ca. 1660 bis 1760 zum Ausdruck kommt.

In Frankreich erschienen denn auch zum Thema Fenstergestaltung in Kirchen und profanen Bauten 1676 und 1774 (2. Aufl.) zwei Bücher mit einer Sammlung der verschiedensten Gliederungsmuster, das frühere von André Félibien, das spätere, sehr berühmte, von Pierre Le Vieil, dem Mitglied einer bekannten Glasmalerfamilie¹⁰. In der Hohnkirche begegnete man bis zur Zerstörung drei verschiedenen Mustern der Verbleiung: einem, das sowohl bei Félibien als auch später bei Le Vieil unter dem Namen "Moulinet en tranchoir" (übersetzt etwa: Drehkreuz in Holzbrettart) vorkommt; einem zweiten, das um eine Variante bereichert, das erste wiederholt und einem dritten schließlich bei den Wappenscheiben, die eine schlichte rektanguläre Unterteilung zeigen.

Als sie entstanden, hatte man möglicherweise dieses einfachste aller Gliederungsmuster für die Fenster insgesamt noch bevorzugt, später aber - vielleicht im 18. Jahrhundert - als zu spannungslos verworfen. Der Verglasung wurde nun das Muster "Moulinet en tranchoir" zugrunde gelegt, das sich dann mit der Variante auch bei verschiedenen späteren Fenstererneuerungen behaupten konnte.

Die neue Art der Fenstergestaltung verdrängte die Glasmalerei weitgehend und ließ sie mehr und mehr verkommen. Gegen 1800 jedoch trat eine Änderung ein. Die romantische Versenkung in die vaterländische Geschichte und die Rückbesinnung auf das Mittelalter bewirkten, daß die Glasmalerei in steigendem Maße wieder Beachtung fand. Alte Scheiben wurden zum wichtigen Sammlerobjekt, und für die Herstellung neuer Werke setzte ein intensives Forschen hinsichtlich des Farbglases und der Malfarben ein. So konnte sich die Glasmalerei als Kunstgattung erholen. Die Hohnekirche berührte dies jedoch erst, als ihr Hauptchor im Jahre 1898 aus einer Stiftung der preußischen Staatsregierung Fenster von Fritz Geiges erhielt. Damals waren die Ausmalungen bereits seit geraumer Zeit wieder aufgedeckt und restauriert, mußten also als wichtiger Faktor bei der Raumwirkung berücksichtigt werden. Wie in der Literatur des öfteren erwähnt wird, gelang dies Geiges verzüglich, hatte er doch schon reiche Erfahrung auf dem Gebiete der Glasmalerei.

1853 geboren, gründete er nach einem Malerstudium in Stuttgart und an der Akademie in München 1880 ein Glasmalereiinstitut, das Fenster nach seinen Entwürfen anfertigte, aber auch alte Fenster restaurierte. Die Bewegung des Jugendstils, die der Glasmalerei neue Entfaltungsmöglichkeiten vor allem im bürgerlich-profanen Bereich bot und ihr in ihrer Entwicklung zur Moderne hin einen wichtigen An Schub gab, berührte seine Arbeit nicht. Sein Interesse galt auch nicht den auf malerischer Vorlage beruhenden Glasgemälden, die wie leuchtende Bilder im Architekturgefüge saßen. Sie entstanden aus der im 19. Jahrhundert weit verbreiteten Vorstellung heraus, daß Glasmalerei in ihrem Wesen Tafelmalerei - allerdings mit dem Vorzug durchleuchteter Farben - sei. Dementsprechend wurde in den alten Fenstern das durch die einzelnen Farbgläser bewirkte intensive Kolorit und die vom Blei-netz diktierte "barbarische" Zeichnung kritisiert.

Gegen diese Auffassung aber baute sich bald eine starke Front durch die Neogotiker und englischen Präraffaeliten auf. Die Glasmalerei aus der Zeit der großen Kathedralen im Auge, verlangten sie eine Abkehr vom Malerischen und eine Rückkehr zur alten klassischen, der sogenannten musivischen Technik in der Bestrebung, das Fenster wieder stärker in die Architektur einzubinden. Vorbildlich für den Stil sollte dabei die Kunst des 14. und eventuell auch 15. Jahrhunderts - je nach Schule - sein. Zu den Werkstätten, die in Deutschland nach dieser, von den Neogotikern initiierten Neuorientierung gegründet wurden, gehört auch diejenige von Fritz Geiges.

Die Kriterien, die eine Kunstkommission auf der Weltausstellung in Wien 1873 in Angleichung an die Forderung der Neogotiker für die Glasmalerei aufstellte, gelten für sein Werk in hohem Maße. Es sind dies unter anderem: Vermeidung großer Flächen von ein und derselben Farbe; Verteilung der Farben in einer Weise, daß keine das Übergewicht über die andere bekommt; Gleichberechtigung von Ornament und Figuren zugunsten einer teppichhaften Wirkung; Berücksichtigung des Materials - also des Glases - schon beim Entwerfen des Kartons. Hinsichtlich des Stils gab es in diesem Wiener Papier keine Eingrenzung. Was Geiges betrifft, so ließ er sich je nach Auftrag mehr vom romanischen, dann vom gotischen und spätgotischen, eventuell auch vom Renaissancestil anregen, wobei bei ihm immer wieder eine gewisse altdeutsche vaterländische Manier zum Durchbruch kommt¹¹.

Der Erfolg ließ nicht auf sich warten. Vor den Fenstern in der Hohnekirche oder ungefähr gleichzeitig mit ihnen entstanden, wie ein Katalog zu einer Ausstellung seiner Fenster 1901 in Karlsruhe und ein noch vor seinem Tode 1935 erstelltes Gesamtverzeichnis seiner Werke besagt, zahlreiche große Verglasungen, zum Beispiel ab 1895 für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin ein Zyklus von 27 romanischen Fenstern, für die Münsterkirche in Bonn ab 1888 ein Zyklus von 31 romanischen Fenstern und für die Bonifatiuskirche in Mainz ab 1895 23 Fenster¹².

Für die Hohnekirche waren es laut Verzeichnis drei Teppichfenster mit Heiligen, de facto aber eine rein ornamentale Verglasung; möglicherweise schloß der erste Entwurf zumindest teilweise stehende Einzelgestalten mit ein, die dann aber auf Wunsch der Auftraggeber gestrichen werden mußten. Im Nachlaß Geiges, den das Augustinermuseum in Freiburg bewahrt, fand sich noch der Entwurf für das südliche Rundbogenfenster, über die anderen Fenstern geben lediglich alte Aufnahmen im Soester Stadtarchiv mehr oder weniger Aufschluß.

Der Entwurf für das Südfenster zeigt vor rotem Grund ein Ornament mit fein durchgebildeten Zweigen und Blättern, die sich in runden Bögen über die Fläche ausbreiten. Den Abschluß bildet eine Blattborte, die dem gelegentlich mit etwas Gelb bereicherten Rot-Weiß-Kontrast kleine Akzente in Olivgrün hinzufügt. Die Komposition greift deutlich auf romanische Formmotive zurück, die aber frei und phantasievoll umgesetzt sind. Dies gilt auch für das Ornament in den drei Ostfenstern, das aus üppig sich ausbreitenden Blattbüscheln besteht. Bei dem gotisch umgestalteten Fenster im Norden ändert sich der Ornamentstil, füllen die vier Fensterbahnen und das Maßwerk ein Rankengeflecht mit Blättern und Blüten, wie sie ähnlich in Ornamentfeldern des späten 13. und frühen 14. Jahrhunderts begegnen.

Im Sinne eines restaurativen Historismus war Geiges hier also bemüht, korrekte Antworten nicht nur auf den Baustil des Gebäudes insgesamt, sondern auch auf den Stil einzelner Bauteile zu finden. Wie sich dies bei einer Gesamtverglasung auswirkt, zeigt sich eindrucksvoll in der Kirche St. Peter in Wimpfen im Tal. Ihre Fenster entstanden 1903, also nur fünf Jahre nach denen der Hohnekirche, und dürften diesen insgesamt recht verwandt gewesen sein. In den Fenstern des Emporengeschosses im romanischen Westbau findet sich wiederum ein romanisierendes Blattornament, während in denjenigen des im späten 13. Jahrhundert erbauten Langhauses Einzelheilige unter großen Ornamentpartien mit blühenden Ranken dargestellt sind. Dies ging zwar auf Kosten der Einheitlichkeit der Verglasung, doch gelang es Geiges damit, anschaulich und spannungsvoll die Geschichtlichkeit eines Ortes hervorzuheben.

Die Nordapsis und Halle der Soester Hohnekirche blieben offenbar in dieser ganzen Zeit - gegliedert durch Bleinetze in der Manier des 17. und 18. Jahrhunderts - neutral verglast. An dieser Zweiteilung bei der Fensterlösung, einer künstlerischen einerseits und einer rein funktionalen andererseits, wurde auch beim Wiederaufbau nach dem letzten Kriege festgehalten. Doch diesmal sollte nicht der Chor insgesamt, sondern nur die dreiteilige Fenstergruppe in der Mittelachse durch eine besondere Gestaltung hervorgehoben werden. Den Auftrag erhielt Ludwig Baur aus Telgte, ein Künstler, der vorwiegend für die Kirche gearbeitet hat und dessen Werk bisher noch nie umfassend gewürdigt wurde.

1904 in Freising in Bayern geboren, ging er zur Ausbildung nach München, wo er sich in einem Atelier zunächst in die Thematik und Technik bei Monumentalaufgaben - besonders der Wandmalerei - einführen ließ, dann an der Akademie studierte, gleichzeitig auch mit der Restaurierung von Kunstwerken im Rahmen der Denkmalpflege begann. Nach seiner Übersiedlung nach Westfalen setzte er sich intensiv für eine christliche Kunst in überindividueller Formgebung ein. Publikationen über zeitgenössische christliche Kunst, vor allem die Zeitschrift "Das Münster", berichteten ab 1949 bis in die sechziger Jahre hinein beinahe regelmäßig von neuen Werken seiner Hand - zunächst Wandmalereien, dann überwiegend Glasmalerei, aber auch Mosaike und Textilien. Dazu gehören zum Beispiel Fenster in der Propsteikirche in Telgte, in der Gedächtniskirche in Friedland, der St. Lambertuskirche in Düsseldorf und der von Rudolf Schwarz umgebauten Marienkirche in Oberhausen sowie das Chorfenster für die von Dominikus Böhm errichtete Kirche St. Josef in Duisburg 1957.

Außerdem nahm Baur an dem Wettbewerb teil, der 1953 für die Ausmalung von St. Patrokli in Soest stattfand und den dann Peter Hecker gewann¹³.

Als Baur 1949 mit der Arbeit für die Hohnekirche begann, war im Zuge des allgemeinen Wiederaufbaus ein großer Disput über die Rolle der Kunst in der Kirche entflammt. Allgemein herrschte tiefes Mißtrauen gegenüber dem modernen Kunstschaffen vor und gebot ein Anknüpfen an die Entwicklung der Glasmalerei vor dem Kriege. Besonders die Rheinlande ragten hier hervor, wo sich mit dem Wirken von Jan Thorn Prikker und seiner Schüler Heinrich Campendonk und Anton Wendling eine neue, zu einer grundlegenden Systematisierung des Aufbaus tendierende Richtung angebahnt hatte. Nach dem Kriege wurde sie dynamisch ausgebaut, vor allem durch Anton Wendling, der - 13 Jahre älter als Baur - als Lehrer in Aachen wirkte. Mit seinen konstruktiv auf geometrischer Grundlage aufgebauten, asketisch strengen, aber farbig expressiven Kompositionen übte er großen Einfluß aus.

Auch Ludwig Baur, der sich in der ersten Zeit nach dem Kriege ganz offensichtlich mit der rheinischen Schule auseinandersetzte, konnte sich ihm nicht entziehen. Wie Geiges schlug er für die Hohnekirche eine ornamentale Gestaltung vor, die er nun aber, weit von jeder historisierenden Tendenz entfernt, in betonter Schlichtheit aus einfachsten geometrischen Grundformen aufbaute. Sie sind in kraftvollem Rot mit einzelnen Funken von Blau sowie in zurückhaltendem grünlichen Gelb und grünlichem Grau gehalten, wechseln also in der Farbe von Warm auf Kalt über. In Kreise eingeschriebene kleine Dreiecke und schmale Längsrechtecke in regelmäßigen Abständen bilden einen dichten Teppich, in dem sich die Rotformen in rhythmischen Abständen zu einem besonderen Bild zusammenfügen, ein Vorgang, der sich in der Mitte oben über die Fenstergrenze hinaus fortzusetzen scheint.

In den theoretischen Diskussionen über die Bedeutung der Geometrie vor dem Kriege wurden Kreis und Dreieck zusammen mit dem Kreuz als "trinitarische Strukturen" hervorgehoben, die den Aufbau eines Kunstwerks bestimmen sollten, um den Stoff sozusagen zu entmaterialisieren und in ihm das Göttliche durchscheinen zu lassen¹⁴. Spätestens durch seine Auseinandersetzung mit der rheinischen Glasmalerei muß Baur diese Vorstellungen von einer auf Urformen beruhenden Welt der reinen Ideen kennen gelernt haben. Das Ornament, das er hier entwarf, hat deutlich symbolischen Charakter. Die roten Formkomplexe, die als einzige in dem Ordnungsgefüge eine gewisse Dynamik entwickeln und strahlenförmig nach außen tendieren, sich dabei oben ins Unendliche fortzusetzen scheinen, beschwören einen geistigen Prozeß, in dem sie zur Metapher für die Aussendung des Heiligen Geistes - für Pfingsten - werden und mit den sieben Dreiecken die Sieben Gaben des Heiligen Geistes repräsentieren.

Die übrigen Fenster wiesen grünlich- oder gelblichweißes, semitransparentes Glas in einer Rechteckgliederung auf, die im Chor durch kleine Unregelmäßigkeiten aufgelockert erschien, sonst aber streng durchgehalten war. Obwohl sie ein verhältnismäßig mildes diffuses Licht erzeugten, muß die Raumstimmung besonders im Schiff sehr nüchtern gewesen sein. Daß die Lösung aber als zeitgemäß akzeptiert wurde - nicht zuletzt im Hinblick auf die Ausmalung -, zeigt sich darin, daß auch in der folgenden Zeit, als viele alte und neue Kirchen Nordrhein-Westfalens eine reiche Farbverglasung erhielten, in der Hohnekirche keinerlei Schritte zu einer neuen Einstimmung durch Farblicht unternommen wurden. (Eine Ausnahme bildeten zwei Farbfelder, die versuchsweise im Nordchor eingesetzt, aber nicht organisch in die Fläche eingebunden waren, möglicherweise mit der Aufgabe, die Einwirkung der Sonne an dieser Stelle etwas zu mildern.)

Erst als die Fenster der Nachkriegszeit schadhaft geworden waren, wurde nach langem Zögern eine neue künstlerische Gesamtverglasung ins Auge gefaßt, die erste für dieses Bauwerk seit dem Mittelalter. Es war dies eine große Entscheidung, wengleich die Glas-

malerei längst nicht mehr den Stellenwert im Gesamtgefüge zugebilligt bekommt wie im Mittelalter. Einen Weg zu finden, um der Architektur als wichtigem historischem Denkmal im Konsens mit der Gemeinde volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und konstruktiv auf sie einzugehen, ohne sich ihr willenlos anzupassen oder ihre Aussage zu verunklären, mußte Jochem Poensgen reizen.

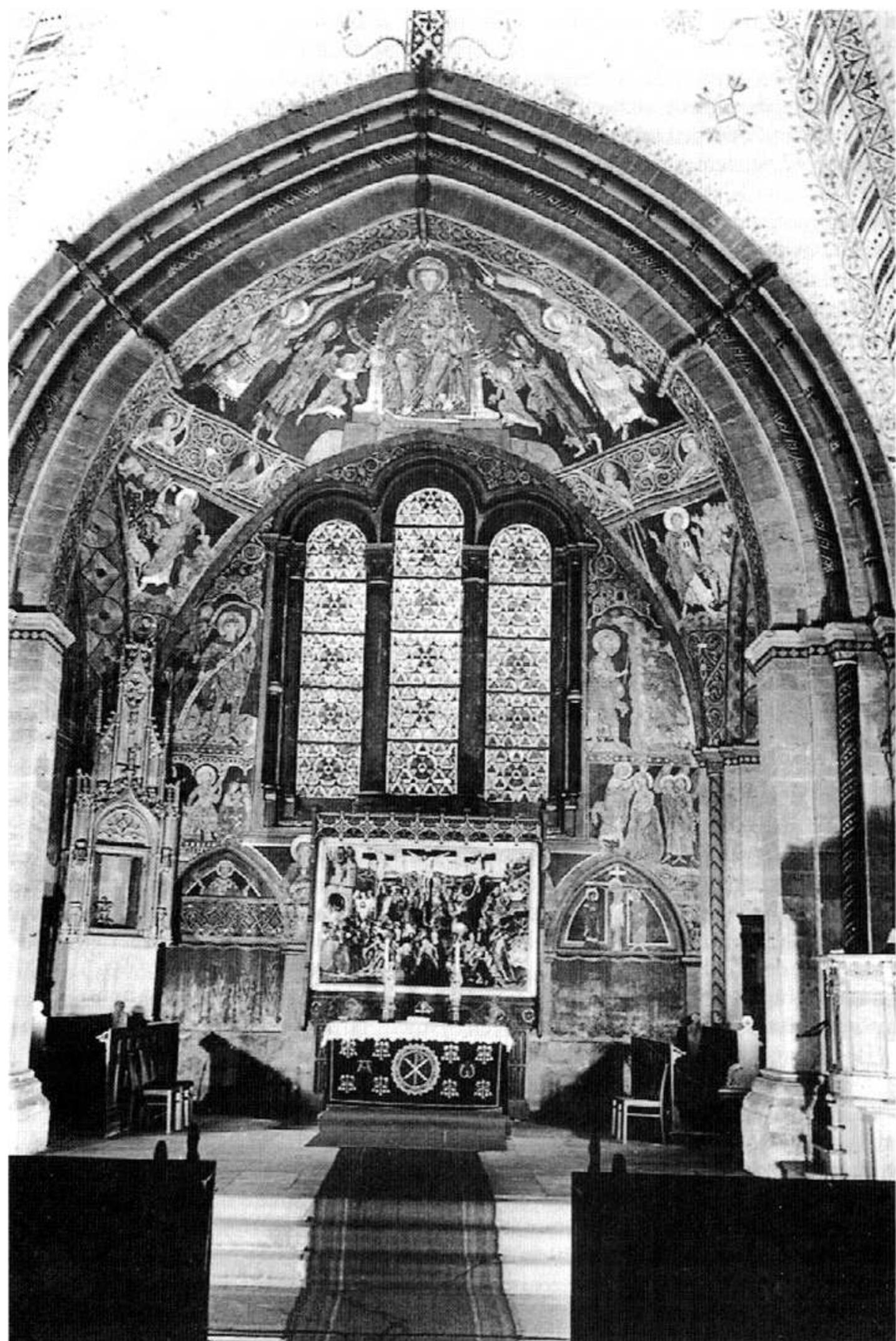
Seit langer Zeit richtet sich sein ganzes Bestreben darauf aus, Fenster zu schaffen, die durch Helle und Klarheit stimulierend auf die Gesellschaft wirken. Fenster, die ein behagliches Dämmerlicht erzeugen, lehnt er ebenso ab wie Lösungen, die in erster Linie auf das Gemüt einwirken und Ergriffenheit erzeugen. Seine Werke sollen auch keine Sensation erzeugen, denn seiner Meinung nach erweisen sich zum isolierten Kunstwerk hochstilisierte Glasgestaltungen eher abträglich auf die Gesamtheit eines Raumes aus. So bauen sich seine Arbeiten meist auf geometrischer Grundlage auf; sie sind streng auf Ergänzung zur Architektur angelegt, in sie integriert und vom Kontext inspiriert. Sie wollen weder als geschmackvoll dekorative Zutat wirken, noch gespannte Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sondern beim "Damit - Leben" eher beiläufig bemerkt und dann natürlich auch geschätzt werden¹⁵.

Poensgen gehört zu einer Gruppe deutscher Künstler, die, auf den durch Thorn Prikker und seine Schüler gelegten Grundlagen basierend, eine spezifisch architekturorientierte Richtung innerhalb der Glasmalerei vertritt und mit ihren Werken internationale Glasmalereigeschichte geschrieben hat. Die Gruppe hat der Arbeit mit Flachglas in den letzten Jahrzehnten maßgebende Impulse verliehen und ist mitverantwortlich für die vielseitige kontrastreiche Entwicklung, die sich gegenwärtig anbahnt. Sie zeichnet sich durch eine kreative Suche nach neuen Wegen aus, wobei manche der bisher vertretenen Positionen in Frage gestellt, ja selbst der Umgang mit dem Glas und seine Beschaffenheit einer Überprüfung unterzogen werden. Poensgen beteiligte sich mit vielen Ideen an diesem neuen Aufbruch und schuf in jüngster Zeit zwei vielbeachtete, in ihrer Art sehr unterschiedliche Werke, nämlich die großen Glaswände für die von Rudolf Schwarz 1954-1955 erbaute Kirche St. Andreas in Essen-Rüttenscheid und danach die Fenster in der Hohnekirche¹⁶.

Weiß spielt dabei als Grundfarbe eine entscheidende Bedeutung. Schon in den sechziger Jahren war Skepsis gegenüber der Macht der Farben und ihrer Einwirkung auf den Menschen aufgekommen. Die Überfülle farbig expressiver Fenstergestaltungen in den Kirchen und die Banalisierung der Farben in der Alltagswelt, vor allem auch die Entmythologisierung der Liturgie im Zweiten Vatikanischen Konzil 1962-1965, haben zu einer Umkehr im Umgang mit den Farben geführt.

"Um die farbige Vorprogrammierung von Raum und Mensch zu umgehen", begann sich damals das Interesse auf farblose und weiße sowie farbarme Fenster zu konzentrieren¹⁷. Ihre Bedeutung ließ sich in den mittelalterlichen Zisterzienserkirchen ersehen, in denen die Weißverglasung infolge besonderer Ordensregeln vor mehr als 700 Jahren einen absoluten Höhepunkt erlebte. Da Weiß sich auf ideale Weise mit der Wand verbindet, nahm es in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts dann in den verschiedensten Transparenzgraden besonders bei der spezifisch architekturorientierten Richtung lange eine Spitzenposition ein.

Heute ist der Ruf nach Farbe wieder erstarkt, denn sie ist es, die den Menschen über das Gemüt zuerst anspricht und Räume mit Wärme erfüllen kann. Andererseits werden aber gerade auch mit farblosem und weißem Glas großartige neue Schritte unternommen. Neben Poensgen ist zum Beispiel der französische Maler Pierre Soulages zu nennen, von dem die Fenster in der berühmten romanischen Abteikirche in Conques in Zentralfrankreich stammen (sie wurden in einer Ausstellung 1994 im Westfälischen Landesmuseum in Münster vorgestellt)¹⁸.

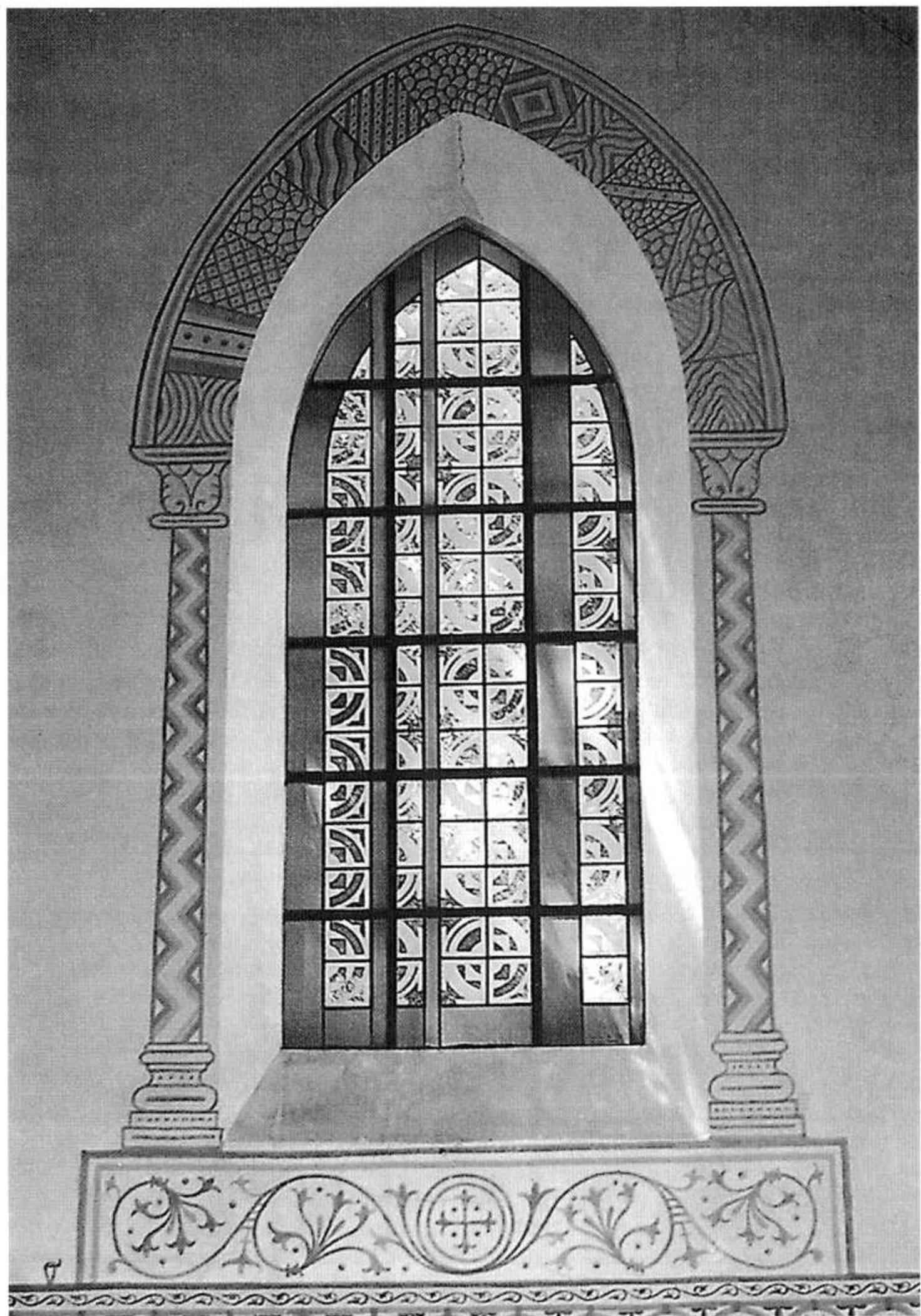


Der Hauptchor der Soester Hohnkirche mit dem Fenster von Ludwig Baur, 1949. Foto: Stadtarchiv Soest

In seinem Konzept für die Hohnekirche ließ sich Poensgen nach eigenen Angaben von den Grisailfenstern der Zisterzienser inspirieren. Damit meinte er nicht nur die Vorherrschaft von weißem Farblicht, sondern vor allem auch die eindrucksvolle Flächengestaltung auf der Grundlage ausgeprägter graphischer Strukturen: in diesem Fall Ornamente in Schwarzlotmalerei, eingebettet in ein straffes Bleiliniengefüge, wie etwa die vor 1287 begonnenen Fenster im Dom von Altenberg zeigen. So entwickelte der Künstler aus der reichen Ornamentik der Ausmalung in der Hohnekirche für jedes Fenster ein aus dem Quadrat entwickeltes Grundmuster. Es bezieht sich zumeist auf seine unmittelbare Umgebung, etwa die gemalten Teppiche auf der Wand unter den Fenstern, so daß auf diese Weise eine zarte Verbindung zwischen Wand und Glas entsteht. Um sie auch in den Raum zu übertragen, die gemusterten Flächen also in Zusammenhang zur Architektur zu bringen, ist ihnen im Schiff ein System von grüngrauen Bändern vorgelegt, die vornehmlich vertikal verlaufen und in ihrer Farbe den Wandungen der Pfeiler entsprechen. Sie sind asymmetrisch und in jedem Fenster anders angeordnet, so daß sich in ihrer Abfolge eine leichte Bewegung bemerkbar macht und das Auge immer wieder erneut zu vergleichenden Betrachtungen angeregt wird. Die Fenster sind weder einheitlich transparent noch sind sie einheitlich transluzid wie etwa die der Zisterzienser, aber auch nicht einheitlich dicht und lichtsammelnd, wie ein Großteil der Glasgestaltungen aus den letzten Jahrzehnten. Für die große Streifengliederung kam ein opaküberfangenes grüngraues Antikglas zum Einsatz, das unbemalt blieb, für die Muster aber ein transparentes farbloses Antikglas, auf dessen Innenseite die Ornamente im Siebdruckverfahren in Rotlot aufgebracht und eingebrannt wurden. Sie enthalten feine offene Schraffuren, die immer wieder das klare Glas zum Vorschein bringen und so in minimaler Dosierung Durchsicht in die Außenwelt gewähren. Die anderen unbedruckten Flächen hingegen erhielten auf der Außenseite eine sogenannte Außenhinterlegung, die das Glas an diesen Stellen undurchsichtig mattierte. Es ist dies eine fein austarierte, höchst interessante und unkonventionelle Lösung einer Frage, die sich prinzipiell bei jeder Glasgestaltung stellt, der Frage nämlich, welche Art Raum erwartet wird.

Geht der Wunsch mehr in die Richtung eines introvertierten, bergenden Raumes, der durch Ausschluß der Außenwelt die geistige Sammlung fördert und zur Meditation anregt, oder wird ein mehr oder weniger offener Raum bevorzugt, der das Tageslicht möglichst ungehindert eindringen läßt und Sichtkontakt nach außen gewährt? Poensgen, jedem Mystizismus abhold, hat sich seit längerem schon dem Problem zugewandt, wie sich bei einer Verglasung beide Ideen dem jeweiligen Raum entsprechend, auf konstruktive Weise verbinden lassen. Wie sich in seinem Oeuvre ablesen läßt, gehört es zu seinem Hauptanliegen, die Wechselbeziehung von innen und außen, von begrenzt und offen oder dunkel und hell durch das Medium Glas zu aktivieren und unmittelbar erlebbar zu machen. Die Schiffenster in der Hohnekirche bilden einen neuen Markstein bei diesem Bemühen.

Für die Fenster im Haupt- und Katharinenchor verbat sich eine Lösung dieser Art, da bei ihrer Größe das durch sie einfallende Ostlicht entschieden eingedämmt werden mußte. Deshalb wurde hier einheitlich Opakglas und zusätzlich noch Schwarzlot verwendet. So entstanden für die drei Spitzbogenfenster im Katharinenchor geometrisch gemusterte Grisailleteppiche mit grünlichgrauem Grund, der in einem inneren, gleichsam schwebenden Viereck in einen zarten Blauton übergeht. Durch die verhältnismäßig dichte Schwarzlotbemalung erhalten sie eine Stofflichkeit, die sie der Wand- und Gewölbmalerei nahe rückt. Von ihr ist auch der dem Glas aufgemalte Blauton übernommen, während sich die Fenster insgesamt eher spröde von dem Form- und Bewegungsreichtum der Ausmalung distanzieren. Ihre Hauptaufgabe ist die Regelung des Lichts, dem sie auf differenzierte Weise durch verschiedenste Dämmstufen Eintritt gewähren.



Grisaille-Fenster von Jochem Poensgen über dem Hauptportal der Soester Hohnkirche, 1993. Postkarte der Fa. Glasmalerei Peters, Paderborn

Im Hauptchor ist diese strenge Zurückhaltung gelockert, findet, zumindest in den drei Mittelfenstern, ein wahres Lichtereignis statt. Aus dunkel schraffierten purpurviolettten Bahnen und ihrem helleren grauen Umfeld heben sich, leuchtend wie die Goldpartien der Gewölbemalerei, Ströme weißer kleiner Kreissegmente in roten Quadraten ab. Es sind Kompositionen von suggestiver Aussagekraft, die unwillkürlich an zwei große biblische Themen, die Ausgießung des Heiligen Geistes einerseits und die Szene von Moses am brennenden Dornbusch andererseits denken lassen. Vom Künstler war dies nicht intendiert, doch akzeptiert er, daß sein Werk auch auf diese Weise ausgelegt werden kann. Das große gotische Fenster links variiert die Bewegung und den Rhythmus der Mittelfenster, und auch im rechten klingt zumindest im Entwurf noch einiges davon nach, während in der Ausführung eine schattenhafte Schwere den Eindruck bestimmt.

Mit der neuen Verglasung hat sich bei der Hohnekirche aber nicht nur eine Wandlung im Inneren vollzogen, auch für die Wirkung des Baus nach außen hat der Künstler Mitverantwortung übernommen. Dies zeigt sich in dem straffen rektangulären Bleinetz, das die Fläche beherrscht, und in der matt weiß schimmernden Außenhinterlegung, die die geometrischen Muster nachzeichnet. Vor allem aber zeichnet sich das Bemühen um die Außenwirkung bei den gliedernden Streifen in grüngrauem Glas ab, dessen Farbschicht entgegen der gängigen Praxis nach außen gelegt wurde, so daß sein Grün zu einer Art Spiegelbild des grünlichen Anröchter Sandsteins wird, aus dem die Kirche erbaut ist.

Seit der Mitte unseres Jahrhunderts hat sich die Glasmalerei um die Verlebendigung der Außenansicht der Fenster verdient gemacht. In jüngster Zeit hat das Interesse daran allerdings nachgelassen, wofür zu einem guten Teil die kaum mehr zu umgehende Außenschutzverglasung mit ihren spiegelnden Flächen verantwortlich ist. In der Hohnekirche ließ sie sich vermeiden, so daß Poensgen mit Elan das Problem angehen konnte. Das Resultat wurde zu einem außerordentlichen Gewinn für die Architektur und trägt entscheidend zu ihrem Gesamteindruck bei.

Anmerkungen

- * Mit Anmerkungen versehener Vortrag, gehalten vor dem Verein zur Erhaltung der Hohnekirche e.V. am 14.10.1996.
- 1 Begleittext zur Ausstellung "Hohnekirche Soest. Neue Glasmalereien von Jochem Poensgen. Skizzen und Entwürfe, Probescheiben aus der Glasmalerei Peters Paderborn", Evangelische Kirche -Bauamt- im Haus Landeskirchlicher Dienste, 44135 Dortmund, Olpe 35, vom 30.05. - 15.07.1994.
- 2 Hubertus Schwartz, Soest in seinen Denkmälern, Bd. 2, Romanische Kirchen, 2. Aufl., Soest 1978, S. 226ff. - Dorothea Kluge, Einzelberichte der Denkmalpflege für die Jahre 1962-1966. In: Westfalen 46 (1968), S. 450ff.
- 3 Louis Grodecki, Romanische Glasmalerei, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1977, S. 11ff.
- 4 Wolfgang Schöne, Über das Licht in der Malerei, 8. Aufl., Berlin 1994, S. 79.
- 5 Rüdiger Becksmann, Deutsche Glasmalerei des Mittelalters. Eine exemplarische Auswahl, Stuttgart 1988, S. 96f. - Ulf-Dietrich Korn, Bücken-Legden-Lohne. Überlegungen zur norddeutschen Glasmalerei um die Mitte des 13. Jahrhunderts. In: Rüdiger Becksmann (Hrsg.), Deutsche Glasmalerei des Mittelalters, II, Bildprogramme-Auftraggeber-Werkstätten, Berlin 1992, S. 11-42, hier S. 34ff. - R. Becksmann (Hrsg.), Deutsche Glasmalerei des Mittelalters, I, Voraussetzungen-Entwicklungen-Zusammenhänge, Katalog Nr. 12, S. 62f.
- 6 Korn (wie Anm. 5), S. 40.
- 7 Schwartz (wie Anm. 2), S. 237.
- 8 Aufnahmen im Stadtarchiv Soest.
- 9 Rüdiger Becksmann, Vitrea dedicata. Das Stifterbild in der deutschen Glasmalerei des Mittelalters, hrsg. Stiftung Volkswagenwerk, Berlin 1975, S. 65ff. - Becksmann, Deutsche Glasmalerei des Mittelalters, I (wie Anm. 5), Katalog Nr. 15, S. 65f.
- 10 Iris Kalden-Rosenfeld, Die Glasmalerei im Lichte der Jahrhunderte. In: Ausstellungskatalog: Bilder aus Licht

- und Farbe, Meisterwerke spätgotischer Glasmalerei. "Straßburger Fenster" in Ulm und ihr künstlerisches Umfeld, Ulmer Museum 1995, S. 59.
- 11 Hugo Schnell, Christliche Lichtsymbolik in den einzelnen Kunstepochen. Ein entscheidendes Element in der Metamorphose der Ikonologie des Kirchengebäudes und von Stilen. In: *Das Münster* 31 (1978), S. 40f. - *Panneaux de vitres-vitraux mises en plomb -XIIIe-XIXe siècles*, I, Centre de Recherches sur les Monuments Historiques, 3e ed. 1996, S. 27 u. 35.
 - 12 Johannes Ralf Beines, Materialien zur Geschichte farbiger Verglasungen von 1780 bis 1914, vorzugsweise für das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland. In: Udo Mainzer (Hrsg.), *Farbfenster in Bonner Wohnhäusern* (Arbeitshefte. 24), Köln 1979, S. 96f., 100f. - Elgin Vaassen, *Glasmalerei des 19. Jahrhunderts*. In: *Ausstellungskatalog: Glasmalerei des 19. Jahrhunderts in Deutschland*, Angermuseum Erfurt 1995, S. 11ff. sowie Kat. Nr. 87, 88, 89.
 - 13 Atelier Prof. Fritz Geiges, Verzeichnis der auf der deutschen Glasmalerei-Ausstellung in Karlsruhe i.B. ausgestellten Arbeiten, Freiburg 1901. - Maja Geiges, Verzeichnis der Hauptwerke des Künstlers. In: *Schau-Ins-Land* 1936, S. 76.
 - 14 Doris Westhoff, Der Maler Ludwig Baur. In: *Das Münster* 3 (1950), S. 93ff.
 - 15 Maria-Katharina Schulz, *Glasmalerei der klassischen Moderne in Deutschland* (Europäische Hochschulschriften, Reihe XXVIII, Kunstgeschichte. 74), Frankfurt 1987, S. 124.
 - 16 Horst Schwebel, Jochem Poensgens Modell einer Integration von Kunst und Kirchenraum. In: *Kunst und Kirche*, 4/1994, S. 235ff. - Martin Wurzer-Berger, Die Glasfenster von Jochem Poensgen in der St. Andreas-Kirche in Essen-Rüttenscheid und in der Soester Hohnkirche. In: *Das Münster*, 2/1995, S. 134ff. - Lutz Haufschild, Jochem Poensgen - The New Work: Living Enlightened vs. The Ultimate Artistic Statement. In: *Glass Artist Magazine*, No. 4, Aug./Sept. 1995, S. 6ff.
 - 17 Johannes Schreiter, *Grisaillen und Weiß-"Fenster" nach 1945*. In: *Kunst und Kirche* 2/1970, S. 18ff.
 - 18 *Ausstellungskatalog: Soulages - Lebendiges Licht. Malerei und die Fenster von Conques*, Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster 1994. - Suzanne Beeh-Lustenberger, *Aktuelle Szene*. In: *Ausstellungskatalog: Fazit '95, Museum für Zeitgenössische Glasmalerei Langen*, 1995, S. 54ff.

Die Baugeschichte der Schneider-Varenholt-Orgel von 1674 in der Soester Pauli-Kirche

Die Baumeister: Andreas Schneider, Peter Henrich Varenholt und Paul Gladbach

...berichte alßo hiemitt erstlich waß den orgelmacher Andreas sneida betrifft, daß Ehr Ein trefflicher kunstErfarener orgelmacher sey, undt weilen der alter Bader doet ist, so estimire ich ihn nach meinem gutdüncken, undt Verstandt für den besten, der ietzund in Westpalen ist, dan ich kan das mitt warhafftiger warheit sagen, daß ich ihm zu soost Eine orgel in sanct pauli kirchen gelifert habe, undt approbiert, überauß guet undt schöne arbeit...¹ schreibt am 26. Februar 1681 der Münstersche Domorganist und Dom-Kapellmeister Rabanus Wernekinck in einem Gutachten über Andreas Schneider an den Abt des Klosters Corvey, als dort der Bau der großen Orgel in der neuen Klosterkirche geplant wurde.

Wir dürfen Schneider deshalb wohl als den eigentlichen Schöpfer des großartigen Orgelwerks in der Soester Pauli-Kirche betrachten, wenn auch in den erhaltenen Archivalien Peter Henrich Varenholt als der Federführende und für den Bau Verantwortliche zeichnet.

Wer waren Andreas Schneider und Peter Henrich Varenholt? Die Orgelakte von Sankt Pauli gibt darüber näheren Aufschluß, denn nach Abschluß des Baues verpflichten sich *Peter Henrich Fahrenholt von Bilefeldt und Andreß Schneider von Dortmundt bürtige, örgelmacher...: Nachdem von uns in der Kirche zu St. Paul allhie in Soest new gefertigtes Örgeln durch göttlichen beystandt im außgang nechstvorigen 1676ten Jahrs volligs zu ende pracht, auch durch dazu beschribenen berümbten Musicum [nämlich Wernekinck] neben anderen in der Probe richtig befunden worden², diese Orgel unentgeltlich zwei weitere Jahre zu visitiren und auch später instandzuhalten und zu warten.*

Der ältere der beiden, Peter Henrich Varenholt, dürfte um 1637 in oder bei Bielefeld geboren sein - man nahm es damals mit den Geburtsorten und den Eigennamen nicht so genau - und ist wohl bei dem Bielefelder Orgelbauer Hans Henrich Reinking in die Lehre gegangen; zumindest war er mit der Familie verwandt. Reinkings Söhne werden einmal als seine „Vettern“ bezeichnet. Es spricht einiges dafür, daß er in der waldeckischen Stadt Rhoden aufgewachsen ist und konfirmiert wurde und von dort auch Kontakte zu dem Lippstädter Orgelbauer Peter Grebe hatte, der in Rhoden 1657 eine Orgel erbaute. Sehr wahrscheinlich hat Varenholt aber unter dem berühmtesten westfälischen Orgelbauer aus der Mitte des 17. Jahrhunderts gearbeitet, Hans Henrich Bader, dem von Wernekinck als dem „alten Bader“ bezeichneten Lehrer Andreas Schneiders, der mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit um 1655 die damals größte Springladenorgel Westfalens im Zisterzienser-Kloster Bredelar erbaute. Diesen Orgeltypus, allerdings in wesentlich kleineren Dimensionen, hat auch Peter Henrich Varenholt gepflegt, und er hat später mehrfach mit Baders Sohn Tobias zusammengearbeitet, zum Beispiel in Fröndenberg und in Enkhausen. Varenholts erstes bekanntes Werk, das er von seiner in Bielefeld eingerichteten Werkstatt aus zwischen 1668-70 erbaute, stand in der wenige Kilometer südlich der Stadt Rhoden gelegenen Stadtkirche von Mengerlinghausen in der damaligen Grafschaft Waldeck, deren regierender Graf Georg Friedrich ehemaliger Brandenburgischer Rat und Statthalter von Minden und Ravensberg war. Gleichzeitig führte Varenholt aber auch eine umfängliche Reparatur an der Orgel der Stiftskirche in Obermarsberg, ebenfalls rund 25 km von Rhoden bzw. Mengerlinghausen entfernt, durch. Dabei arbeiteten sowohl in Mengerlinghausen wie in Obermarsberg jeweils 2-3 Gesellen oder andere Mitarbeiter mit. Nach der Beendigung der Arbeit in Obermarsberg kam es

1671 mit dem bei den Arbeiten an den Bälgen und Kanälen beteiligten Schreiner Curt Sonderkotten zu einer tätlichen Auseinandersetzung, bei der Varenholt den Schreiner derartig verprügelte, daß er von der Stadtwache kurzerhand in Arrest genommen wurde, aus dem er sich nur durch eine Kaution befreien konnte.

Die meisten seiner etwa 15 bis 20 bekannten Orgelbauten, zumeist einmanualige Instrumente mit 9-12 Registern, angehängtem Pedal und drei- bis fünfteiligem Prospekt, baute Varenholt im Bereich des Sauerlandes zwischen Attendorn, Schmallenberg und Fröndenberg und in der Soester Börde (zwischen Schwefe, Weslarn und Ostinghausen). Das Gebiet um Bielefeld hat er auffällig ausgespart; vielleicht bestand eine Absprache mit seinen Verwandten Reinking, nicht in deren Sprengel zu arbeiten. Ob Varenholt verheiratet war und welcher Konfession er angehörte, ist nicht sicher bekannt; auch sein Todesdatum und der Sterbeort konnten bisher nicht ermittelt werden. Es spricht einiges dafür, daß er zwischen 1717 und 1720 in oder bei Soest etwa achtzigjährig gestorben ist. Zumindest deuten die regelmäßigen Reparaturarbeiten an der Pauli-Orgel und sein letztes größeres Werk (1715-1716) in Schwefe, das er zusammen mit dem Soester Tischler Merten Möller und vermutlich dessen Sohn Johann Patroklus (als dessen Gesellenstück?) erbaute, auf einen längeren Aufenthalt im Bereich der Soester Börde. Varenholts Unterschrift, über die Jahre hin gleichmäßig und von kräftigen sicheren Schriftzügen, ist schon im Reparaturvertrag vom 10. März 1713 für die Pauli-Kirche unsicher, zittrig und fehlerhaft. Er dürfte daher bei den späten Werken, vor allem der kunstvollen Schwefer Orgel, kaum noch in der Lage gewesen sein, selbst viel Hand anzulegen oder gar Intonations- und Stimmungsarbeiten vorzunehmen.

Andreas Schneider ist vermutlich um 1645 in oder bei Dortmund geboren. Das genaue Geburtsdatum konnte bisher in den Kirchenbüchern der Dortmunder Propsteikirche nicht ermittelt werden. Klar ist lediglich, daß er katholisch war. Zwar archivalisch nicht belegt, aber von den Umständen her naheliegend ist, daß Schneider seine Lehre als Orgelbauer bei Hans Henrich Bader absolvierte. Möglicherweise war er mit Bader an dessen sich ab 1656/60 über mehrere Jahre (bis 1666) erstreckenden Arbeiten im Dom (1663), in der Heilig-Kreuz-Kirche (1661-1666) und in der ev. St. Andreas-Kirche (ab 1656) in Hildesheim beteiligt. Bekannt ist, daß Bader, der die Hildesheimer Arbeiten weitgehend seinen Gesellen überließ, schließlich die Arbeiten ganz einstellte, und das Werk z.B. in der Andreaskirche dann von dem aus Salzderhelden bei Einbeck stammenden Heinrich Herbst vollendet wurde. Der um 1620 geborene Herbst, dessen großartige, zusammen mit seinem gleichnamigen Sohn und seinem Schwiegersohn Samuel Gercke erbaute dreimanualige Orgel in der Dorfkirche von Basedow (Mecklenburg) erhalten ist, baute wie Bader Springladen und könnte von seinem Prospektaufbau her Einfluß auf Schneider ausgeübt haben. Ein anderer, ebenfalls zunächst im Harzgebiet, später in Holzminden ansässiger Orgelbauer, der vermutlich Kontakt mit Schneider hatte und dessen Bauweise beeinflußt haben könnte, dürfte der um 1600 geborene Ernst Schönen gewesen sein. Schönen hatte 1660 die Orgel des Klosters Marienmünster gebaut. Das Nachfolge-Instrument wurde 1677-79 dann von Andreas Schneider errichtet. Aber bereits um 1670, als Schönen bereits 10 Jahre verstorben war, ist Andreas Schneider in Marienmünster nachweisbar; vielleicht hat er Schözens Stimm- und Wartungsverträge übernommen. Spätestens 1672, vermutlich aber schon 1671, heiratete Andreas Schneider. Seine Frau, Margareta Elisabeth Vincke, wurde 1655 als Tochter des späteren Amtmanns (Gutspächters) in Löwendorf, Hermann Vincke, in Münsterbrock geboren. Eine Heirat junger Frauen mit 15 oder 16 Jahren war zu dieser Zeit zwar auch selten, aber keineswegs ungewöhnlich. Das erste Kind von Andreas und Margareta Elisabeth Schneider, Wilhelm, wurde am 14.9.1672 in Höxter geboren. Allerdings scheinen die Ehe-

leute damals noch nicht fest in Höxter ansässig gewesen zu sein. Erst ab 1676, vermutlich nach Abschluß der Arbeiten in St. Pauli, ist Höxter als Wohnort und Werkstattort belegt. In der Grubestraße (jetzt Corbiestraße), neben dem Haus des Kantors, lag Schneiders Werkstatt. Dort wurden auch die übrigen drei Kinder des Orgelbauers (Franz Conrad, 1678, Anna Catharina Gertrud, 1681, Anna Theodora, 1683) geboren, und dort starb er, knapp vierzigjährig, und wurde am 2. März 1685 auf dem Nikolaikirchhof begraben. Seine Witwe heiratete 1690 den Fenstermacher Henrich Meyer und starb vor 1710.

Bisher sind nur vier Orgelbauten (Soest, Marienmünster, Corvey) und fünf Reparaturen (Soest, St. Petri; Fritzlar, St. Petri; Klosterkirche Corvey; Schloß Neuhaus; Paderborn, Dom) von Andreas Schneider gesichert nachweisbar. Vermutlich hat er aber auch im östlich der Weser gelegenen Südniedersachsen gearbeitet. Das bedeutendste Werk Andreas Schneiders ist die (zusammen mit einer Chororgel) errichtete Hauptorgel in der Klosterkirche Corvey. In seinem Gutachten zu dieser Orgel empfiehlt der schon genannte Münstersche Domorganist Rabanus Wernekinck, die von Schneider vorgelegte Disposition zu ändern und *mitt Meister Andreas [zu] handeln ... daß ehr in daß brustpositiff ein cornet auff 4 fuß überich machen solte, auff die mensur wie zu soest ist in pedal, wo von Ehr Eine schone mensur hatt*. Wernekinck muß demnach von diesem Register Schneiders besonders begeistert gewesen sein. Im übrigen bemerkt er in seinem Gutachten zu Schneiders Arbeitsweise: *Er will aber Ein wenig zu der arbeit angestrenget sein*, wie dies aber bei Künstlern nicht ungewöhnlich sei.



Sockelornament und verzierte Prospektpipen an der Schneider-Orgel in Corvey

Der im „Fürstenberger Rot“ gefaßte (bemalte) und von den Bildschnitzern Thomas Frede aus Höxter und Henrich Papen aus Giershagen geschnitzte Prospekt der Corveyer Orgel weist das phantasievolle überquellende Dekor der Schneider-Organen auf, das sich schon



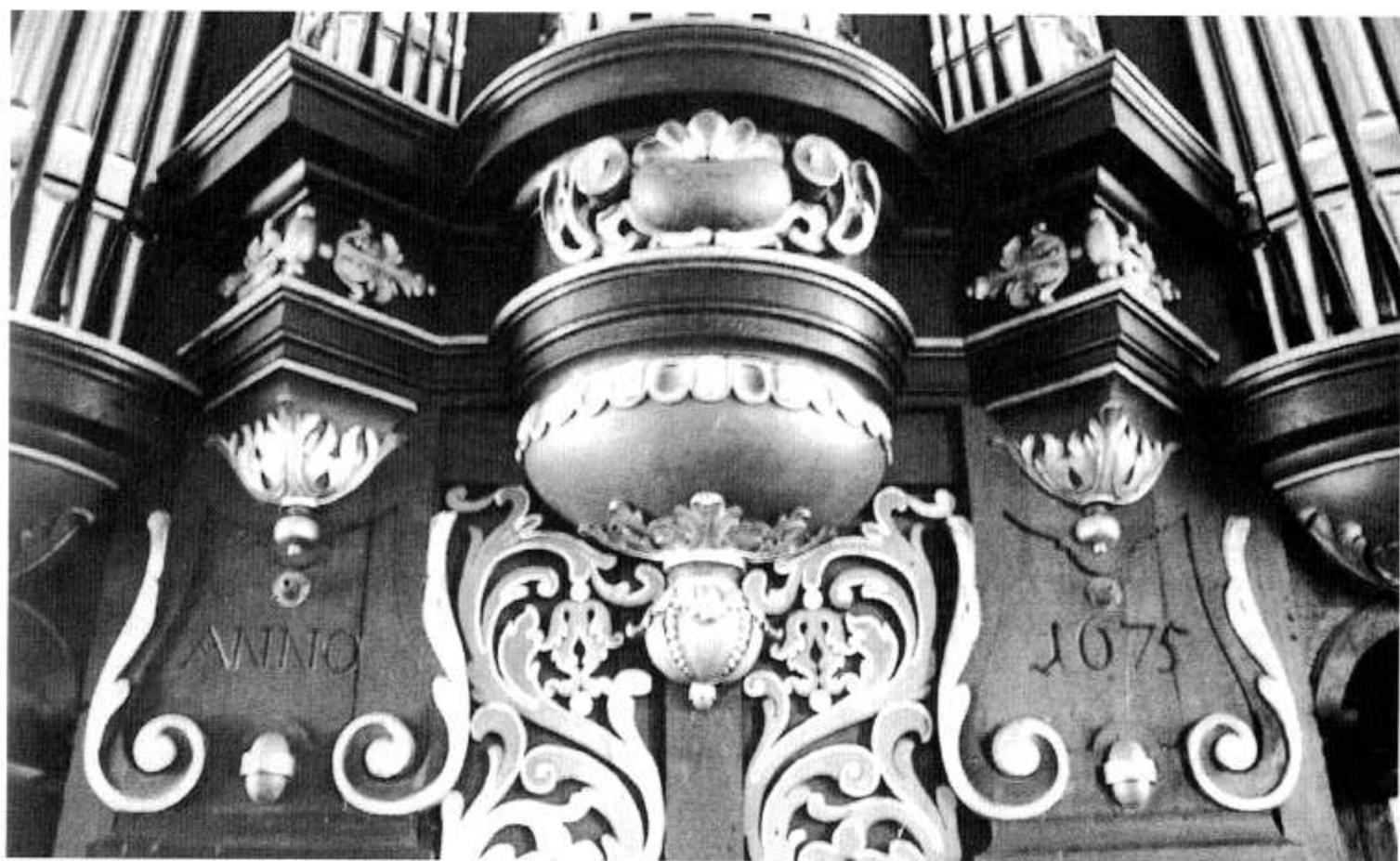
Prospekt der Pauli-Orgel nach der Renovierung 1994

bei der Soester Pauli-Orgel andeutet: kräftige Voluten-, Ohrmuschel- und Akanthusformen, Kartuschen und Festons als Beschlagwerk an den Rahmen und Gesimsen, bereichert durch Allegorien der Fülle und des Reichtums, wie Granatapfel-, Füllhorn- oder Traubenmotive, aufgelockert durch Blumengehänge, Fruchtschnüre, Wappenapplikaturen und Soffitten an den Türmen in Putten- oder Engelform. Schneiders Prospektkontur weicht von der Varenholts insofern ab, als er nicht den vom zentralen Rundturm abfallenden und mit Flachfeldern und ein- bis zweigeschossigen Spitztürmen symmetrisch aufgebauten „westfälischen Normalprospekt“ bevorzugt, sondern die Variationsbreite über annähernd gleich hohe Pfeifentürme zu solchen mit nach außen ansteigenden Konturen weiterführt. Alles in allem ist die Formenvielfalt seiner Prospekte und ihres Dekors sehr viel einfallsreicher als etwa bei Varenholt.

Möglicherweise hat Schneider sich viele seiner Anregungen von den Bildhauern angeeignet, die mit der künstlerischen Gestaltung der Prospekte beauftragt waren, oder gemeinsam mit ihnen nach den Vorlagen zeitgenössischer Architekten (wie des Kapuzinerpaters Ambrosius von Oelde) erarbeitet.

Als erster der mit Schneider zusammenarbeitenden Bildhauer tritt uns in Soest Paul Gladbach³ aus Rüthen entgegen. Anders als bei den beiden Orgelbauern ist über das Leben und Werk dieses Bildhauers bisher nur wenig bekannt geworden. Vermutlich wurde er in Mülheim/Möhne als Sohn eines gleichnamigen Bildschnitzers geboren. 1669/70 wird *M. Paull Gladbach, bildschneider*, als Bürger in Rüthen genannt, wo er am 1.6.1670 Gertrud Kemina heiratete. Bei seinem Tode am 27. Januar 1688 sind 6 Kinder des *rarus sculptor*, wie er im Totenregister genannt wird, noch minderjährig, und das letzte wird erst nach seinem Begräbnis geboren. Er dürfte daher etwa in der gleichen Altersgruppe wie Andreas Schneider gewesen sein.

Sein bedeutendstes Werk ist der Hauptaltar mit den beiden Nebenaltären im Kloster Marienmünster, die er zwischen 1683 und 1685 vermutlich nach Vorlagen eines bisher nicht ermittelten Architekten schuf. Nach Rensing „bedeuten die Altäre von Marienmünster in ihrem klaren, in den Verhältnissen gut abgewogenen Aufbau eine erstaunlich reife Lösung“ in der westfälischen Altarbaukunst der Zeit⁴. Daß er nur wenige Jahre nach Abschluß des Orgelbaus durch Andreas Schneider im Kloster Marienmünster tätig wird, könnte auf einen vermittelnden Einfluß Schneiders deuten. Weitere Altäre hat Gladbach in den Kapuzinerkirchen Werne (1685) und Paderborn (1682/83, nach Vorlagen Ambrosius von Oeldes), in Rüthen (1667), Geseke (1667), Altengeseke (1678) und 1675 für die Nikolauskirche in Rüthen geschaffen, die bis auf den Altar in Werne aber nicht erhalten sind. In der Nikolauskirche in Rüthen hat er 1677 darüberhinaus eine noch erhaltene, eindrucksvolle Kanzel geschnitzt. Die Arbeit am Nikolai-Altar in Rüthen fällt mit einem frühen, bisher wenig bekannten Werk zusammen, dem Prospekt und den Säulen für die Orgelbühne in St. Pauli in Soest.



Sockelornament der Pauli-Orgel mit der Jahreszahl 1675

Der Bau der Orgel und seine Finanzierung

In einer Aufstellung der Einnahmen für den Orgelbau⁵, die der *Secretarius* Kopstadt zusammen mit dem Notar Diest 1674 angelegt hat, wird zunächst festgestellt, daß die Kirchenprovisoren der Kirche auf Anraten des Pastors Georg Westarp und mit Einverständnis der Diakone und verschiedener „Eingepfarrter“ einhellig beschlossen hätten, in St. Pauli eine neue Orgel bauen zu lassen, *weilen itziges Alte gar in abgang gerahten und nicht zu reparieren stehet*. Dazu hätte der *Cüster Jobst Crüseman* Gelder in Höhe von 507 Talern, 25 Stüber und 3 Pfennige aus verschiedenen Einkünften abgeliefert: zum einen privaten Spenden, wie 50 Reichstaler von *Herrn Camerario* und *Provisore Herman Schütten*, die dieser *ex pia*

intentione für die Silberfoliierung der Prospektpfeifen gespendet hatte, zum anderen aus Landverkäufen, Kollekteneinnahmen, Schuldverschreibungen, Naturalien (wie einen alten Lindenbaum auf dem Kirchhof, der dem Schreiner Meister Jacob Schirboem verkauft wurde) sowie Materialien. Darunter werden auch zwei große zinnerne Leuchter vom Hochaltar im Gewicht von 105 Pfund genannt, die bei einem Zinnpreis von 6 Pfund zu einem Reichstaler 17 1/2 Rt. hätten erbringen müssen, *dem Orgelmeister Hrn Varnholt aber belassen vor 16 Rthlr.* Außer diesem Geld stellten die Diakonen Johan Stüwe und Goswin Stratman 1674 und 1675 noch 195 Rt. bereit, die ursprünglich Spenden für die Armenkasse gewesen waren! So standen insgesamt 875 Rt., 25 St. und 3 Pf. für den Bau zur Verfügung. Eine Vorstellung von dem Geldwert erhält man, wenn man bedenkt, daß damals eine Kuh 10 Rt. und ein gutes Pferd 40 Rt. kostete.

Am 21. Juni 1674 wurden im Haus des Notars Diest *mit denen Orgelmachern, als H. Peter Henrich Varnholt und Andres Schneider* der Orgelbau verdungen und die Zahlungsmodalitäten vereinbart. Neben einem Abschlag von 12 Rt. waren für die Monate Juli, August und September 1674 in kleinen Raten je 100 Rt. vorgesehen, für November und Oktober 1674 sowie Februar bis April 1675 jeweils wieder 100 Rt. zu zahlen. Zusammen mit einigen Vertragsänderungen, die eine Erweiterung der Orgel um eine Mixtur im Brustpositiv, ein Oktavregister im Pedal und die Vergrößerung des Prospekts mit sich brachten, beliefen sich die Gesamtausgaben für die Orgelbauer auf 584 Rt. Diese mußten dafür alle notwendigen Materialien anschaffen.

In der bereits mehrfach zitierten Orgelakte von St. Pauli findet sich ein loser Zettel, den man mit ziemlicher Sicherheit als die Original-Disposition der Schneider-Varnholt-Orgel ansehen darf, aus der auch die Anlage der Registerzüge rechts (R) und links (L) am Spieltisch hervorgeht und die hier in modernisierter Schreibweise wiedergegeben wird:

Hauptwerk

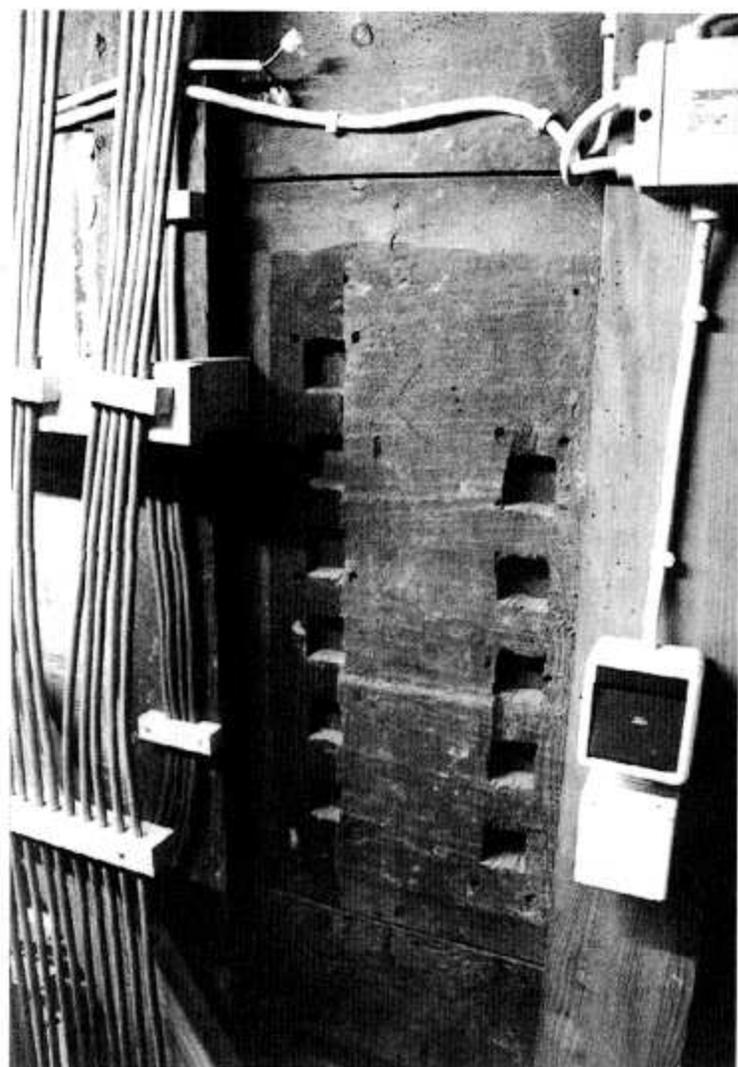
Springlade, vermutlich C, D-c'''

1.	Praestant	8' (L)
2.	Bordun	16' (R)
3.	Gedackt	8' (L)
4.	Große Quinte	5 1/3' (R)
5.	Große Octava	4' (L)
6.	Quinta	3' (R)
7.	Kleine Octava	2' (L)
8.	Sesquialtera	B (R), D (L)
9.	Mixtur 4fach	2' (R)
10.	Trompete	8' B (R), D (L)

Brustpositiv

Springlade, vermutlich C, D-c'''

11.	Quintadena	8'
12.	Gedackt	4'
13.	Octava	2'
14.	Quinta	1 1/3'
15.	Waldflöte	1'
16.	Mixtur	
17.	Krummhorn	8'



Innenansicht der linken Spieltischwange mit den Führungslöchern für die Registerzüge (heute verblendet und als Halterung für Kabelstränge genutzt)

Pedal
Springlade

18.	Bordun	16'
19.	Praestant	8'
20.	Bauernflöte	1'
21.	Dulzian	16'
22.	Cornettbaß	4'

Tremulant

Diese Disposition hat eine große Ähnlichkeit mit denen der Orgelbauerfamilie Bader, etwa der später nach Hamm versetzten Orgel aus St. Patrokli, Soest, von 1660.

Die Ausgaben für den Bildschnitzer waren am 26. Juni 1674 zunächst auf einen Vorschuß von 4 Rt. und 100 Rt. Gesamtkosten ausgelegt gewesen. Aber *weilen derselbe über Laesion beim Contract zum Höchsten sich gravieret, Als haben ... die Lohnhern uf Mr. Paul fleheliches pitten noch beygelegt 20 Rthlr.* Der Schreiner Jacob Schirboem sollte für die Anfertigung *für das Gebünn zum Orgeln nebenst 2. Pfeilern* 28 Rt. und einen Vorschuß von $\frac{1}{2}$ Rt. erhalten. Die Kirche wollte dazu Handlanger und das benötigte Material (Holz, Nägel etc.) stellen. Schirboem ließ zunächst das Holz für die Orgelbühne bereitstellen und reiste Ende Juli nach Rüthen, um sich mit dem Bildhauer über die Maße der Orgelbühne zu besprechen. Anfang August wurden größere Mengen Nägel aus Warstein angeschafft, von



Türblatt mit Sägeornamentik von Jacob Schirboem an der Seite der Orgel

der Haar die 19 Fuß langen Rohlinge für die Pfeiler angefahren und im Beinhaus gelagert. Im September brachte der *Camerarius* Schütte die von ihm gespendete Silberfolie von einer Reise aus Amsterdam mit. Anfang November mauerte dann, nachdem der Totengräber die Fundamentgräben gezogen hatte, der Maurermeister Bartholomäus mit seinem Gesellen Peter Paul die Fundamentsockel für die beiden Orgelpfeiler. Aus Rüthen wurde am 11. November der dort hergestellte Orgelprospekt mit drei Gespannen herantransportiert und schließlich am 15. November durch Varenholt mit einigen Helfern *das alte Orgeln in Gottsnahmen abgenommen*. Am 19. November wurde bereits die neue Orgelbühne aufgerichtet, wobei 20 Männer *den schwären Balcken auch beide Pfeiler eingetragen und aufrichten helfen* mußten. Paul Gladbach führte mit zwei Gesellen vom 26. November bis zum 5. Dezember den Prospekt auf; die abschließenden Arbeiten am Prospekt wurden von den beiden Gesellen allein durchgeführt. Anfang des Jahres 1675 arbeitete wiederum Meister Schirboem in der Kirche. Der Maurermeister Bartholomäus hatte zunächst einige Löcher in das Mauerwerk des Turmes zu stemmen, in die die Bohlen für das Fundament der Blasebälge eingelassen wurden. Das Balghaus und die Orgelbühne wurden mit Brettern ausgeschlagen und verkleidet, eine Treppe zur Bälgekammer und eine Tür angelegt, für die *M. Nolten Kleinschmitt* ein Schloß anfertigen mußte. Während dieser Zeit im Februar und März 1675 hatten die Orgelbauer im Inneren der Orgel neben der Einrichtung der bereits (in ihrer Werkstatt?) angefertigten Windladen mit der Anlage des Regierwerks und des Wellenbretts für die Spielmechanik begonnen. Im Mai waren die Arbeiten soweit fortgeschritten, daß der Pedalkasten angefügt werden konnte und Meister Paul die Schnitzereien als *Zierrathen* am Prospekt befestigte. Auch die Arbeiten an der Orgelbühne waren abgeschlossen, und in der Passionswoche 1675 wurde die neue Orgel zum ersten Mal gestimmt.

Bis zum Dezember des Jahres ruhte die Arbeit weitgehend; im Kirchenschiff erneuerte Schirboem einige Bänke, fertigte eine verstellbare Orgelbank und ein Notenpult an und half beim Einbau der großen Pedalpfeifen. Am 25. Dezember war dann die Orgel fast eine Woche lang erneut gründlich durchgestimmt und das Werk mit einem Umtrunk *in anwesen Herrn Dr. Rademachern und andern p[ersonen]* abgeschlossen worden. Im folgenden Jahr wurden nur kleinere Arbeiten durchgeführt, so z.B. eine Tür für das Brustwerk angefertigt, Änderungen an den Pedal- und Manualtürmen vorgenommen und die Registermechanik und Abstraktur ausgearbeitet. Dann scheint die Arbeit für längere Zeit ganz geruht zu haben.

Erst am 5. Dezember 1676 wurde die Orgel durch den Münsterschen Domorganisten Rabanus Wernekinck, den *berümbten Musicum*, abgenommen, *gelifert*, wie man es damals nannte. Daran schloß sich ein Festessen mit dem Gutachter Wernekinck, den beiden Orgelbauern, dem *Secretarius* Kopstadt, Dr. Rademacher, dem Notar Diest und Lohnherr Johann Sasse sowie anderen an, bei denen gewaltige Mengen an Bier, Schnaps und Wein, Fleischspeisen und Konfekt konsumiert wurden: 10 Hühner, 1 Hase, 28 Pfd. Rindfleisch, 1 Hammel, 2 Wildenten, 2 1/2 Kannen Branntwein, 8 Pfd. Butter, 8 Schock Eier, 1 1/2 Tonne Bier und 52 Kannen Wein! Domorganist Wernekinck erhielt für sein Gutachten *pro discretione* 24 Rt., eine großzügige Entlohnung.

Leider sagen die Akten wenig über Varenholts und Schneiders Arbeiten aus. So wüßte man gerne, ob sie die Herzstücke der Orgel wie die Windladen, die Bälge, die Pfeifen usw. gemeinsam in Soest bauten oder getrennt in ihren Werkstätten, wer die Intonation vornahm und wie der Gewinn aufgeteilt wurde.

Weitere Arbeiten Schneiders und Varenholts an der Orgel

Die Zusammenarbeit Schneiders und Varenholts scheint sich auf die Jahre 1674 bis 1677 zu beschränken. 1676 führt Varenholt eine Reparatur an der von ihm 1669/70 erbauten Orgel in der Stadtkirche Mengerlinghausen (Waldeck) aus, und Schneider scheint sich gleichzeitig im 50 km entfernten hessischen Fritzlar aufgehalten zu haben. So gibt eine Orgelakte aus dem Dom zu Fritzlar⁶ Aufschluß über die lange Unterbrechung der Arbeit an der Soester Pauli-Orgel im Frühjahr und Sommer 1676: Am 20. März 1676 verpflichtet sich *Meister Andreas Schneidaw von Höxar, Orgelmacher*, die Fritzlarer Domorgel *ex fundamento* zu renovieren und auch für ein vorhandenes Regal eine neue Klaviatur anzufertigen. Am 17. Juli 1676 quittieren Peter Henrich Varenholt und *Andreas Schneida* dann gemeinsam ihre Entlohnung und zusätzlich 4 Rt. für neue Bälge. Außerdem wollen sie während der kommenden drei Jahre für 5 Rt. einmal oder notfalls auch zweimal jährlich die Orgel warten.

Ganz ähnlich lautet auch der Gewährleistungsvertrag, den beide im Frühjahr 1677 mit der Pauli-Kirchengemeinde abschließen: *...daß wir hirum von dato ahn durch zwey gantze Jahren dieß newe Örgeln vor und nach visitiren undt wen darahn in denen Stimmen oder auch Blaswerk, windröhren, undt ander unserer Arbeit einige Defecta undt mängele sich befinden werden, solche alle undt iede ohn der Kirchen beschwerden getreulich corrigiren undt ändern, mitt beygetahner dieser Neben-Versicherung, zum Fall nach Gottes gnädigem Willen Einer von uns innerhalb dieser zween Jahren dies zeitliche gesegnen würde, der lebende alßdan daweniger nicht, oder, da wir auch sonsten uns separiren, undt von einander tretten werden tähten, der eine so wohl alß der ander ohne unterschied der persohn vorbeschriebener maßen verpflichtet pleiben sollen und wollen.*

Nachdem sich Andreas Schneider im Laufe des Jahres 1676 in Höxter niedergelassen hatte, ist eine Zusammenarbeit mit Varenholt nur noch 1677 an der Orgel der St. Petri-Kirche in Soest nachweisbar⁷. Die späteren Reparaturen und Wartungsarbeiten (1689, 1693, 1713) führt Varenholt allein durch.

Am Karfreitag 1720 stürzte bekanntlich eine Glocke im Turm von St. Pauli ab und machte eine umfangreiche Reparatur notwendig. Sie wurde jedoch nicht mehr von Varenholt durchgeführt, der inzwischen verstorben war. Zunächst versuchte man im Juni 1721 Christian Klausung aus Herford für die Arbeiten zu gewinnen. Der Vertrag zerschlug sich aber, und so wurde am 20. Dezember 1721 ein neuer Vertrag mit dem aus Soest gebürtigen und inzwischen in Lippstadt ansässigen Johann Patroklus Möller abgeschlossen. Die umfangreichsten Maßnahmen betrafen dabei den Neubau der Bälge, die von der herabfallenden Glocke zertrümmert worden waren. Außerdem sollte der Anschlag des Obermanuals verbessert, der Prästant sauber gestimmt werden, anstelle der Quinte 3' eine *Cymbel* treten und der *Cornettbaß* 4' sollte auf 2' versetzt werden. In dieser Form hat die Orgel dann dank guter Pflege bis zum Umbau 1895 bestanden.

Anmerkungen

- 1 Staatsarchiv Münster, Fürstabtei Corvey, Akten, Nr. 513, fol.13; zur Biographie Schneiders und Varenholts s. Gerhard Aumüller: Peter Henrich Varenholt, bzw. ders.: Andreas Schneider. In: Hannalore Reuter (Hrsg.), Barocke Orgelkunst in Westfalen. Barock in Westfalen - 300 Jahre Johann Conrad Schlaun. Münster 1995, S. 37-42 bzw. 43-49.
- 2 Landeskirchenamt der Ev. Kirche von Westfalen in Bielefeld, Best. 4.41, Archiv der Kirchengemeinde St. Pauli, Soest; Abt. A Nr. 81: Orgelakte 4.10.1674 - 20.12.1721.
- 3 Zur Biographie Paul Gladbachs s. Theodor Rensing, Die Bildhauer Paul Gladbach und Heinrich Gröne. In: Westfalen 23 (1938), S.85-90; Eberhard Henneböle, Baumeister, Steinhauer, Bildschnitzer und Maler in Rüthen nach dem 30jährigen Kriege bis um 1750 (= Beiträge zur Heimatkunde des Kreises Lippstadt, 5. Lippstadt 1974, S. 32-52.
- 4 Rensing (wie Anm. 3), S. 87.
- 5 Zuerst veröffentlicht von Hildegard Gocke, Der Orgelbau in den Kreisen Soest und Arnsberg vor 1800. Phil. Diss. Münster. Birkeneck 1936, hier S. 67-75.
- 6 Stiftsarchiv Fritzlar Nr. 1a, Orgelakte, fol. 37f.
- 7 Hannalore Reuter, Historische Orgeln der Stadt Soest (= Westfälische Kunststätten. 75). Münster 1995. S. 17 und 27.

Viktor Raabe (1864-1942), Meininger Pfarrer und Soester Superintendent*

Die zum Gemeindehaus umgebaute ehemalige Schule zu Meiningen ist nach Abschluß der Baumaßnahmen nach dem ehemaligen Pfarrer und Soester Superintendenten Viktor Raabe benannt worden. Zu dieser Namensgebung sah sich das zuständige Presbyterium durch die folgenden beiden Gründe veranlaßt: zum einen hat die kleine Bördegemeinde Meiningen in den acht Jahrhunderten ihrer Geschichte keinen anderen Superintendenten hervorgebracht, zum anderen sind der Charakter und die Amtsführung dieses Mannes selbst in schwieriger Zeit integer geblieben. Insbesondere hat er, wie im folgenden zu zeigen, mit wacher Urteilskraft sehr früh vor den Entwicklungen des Dritten Reiches gewarnt und auch Konsequenzen gezogen: nach dem Wahlsieg der Glaubensbewegung "Deutsche Christen" 1933 legte Raabe aus Protest seinen Talar ab und trat mit sofortiger Wirkung von allen kirchlichen Ämtern zurück.

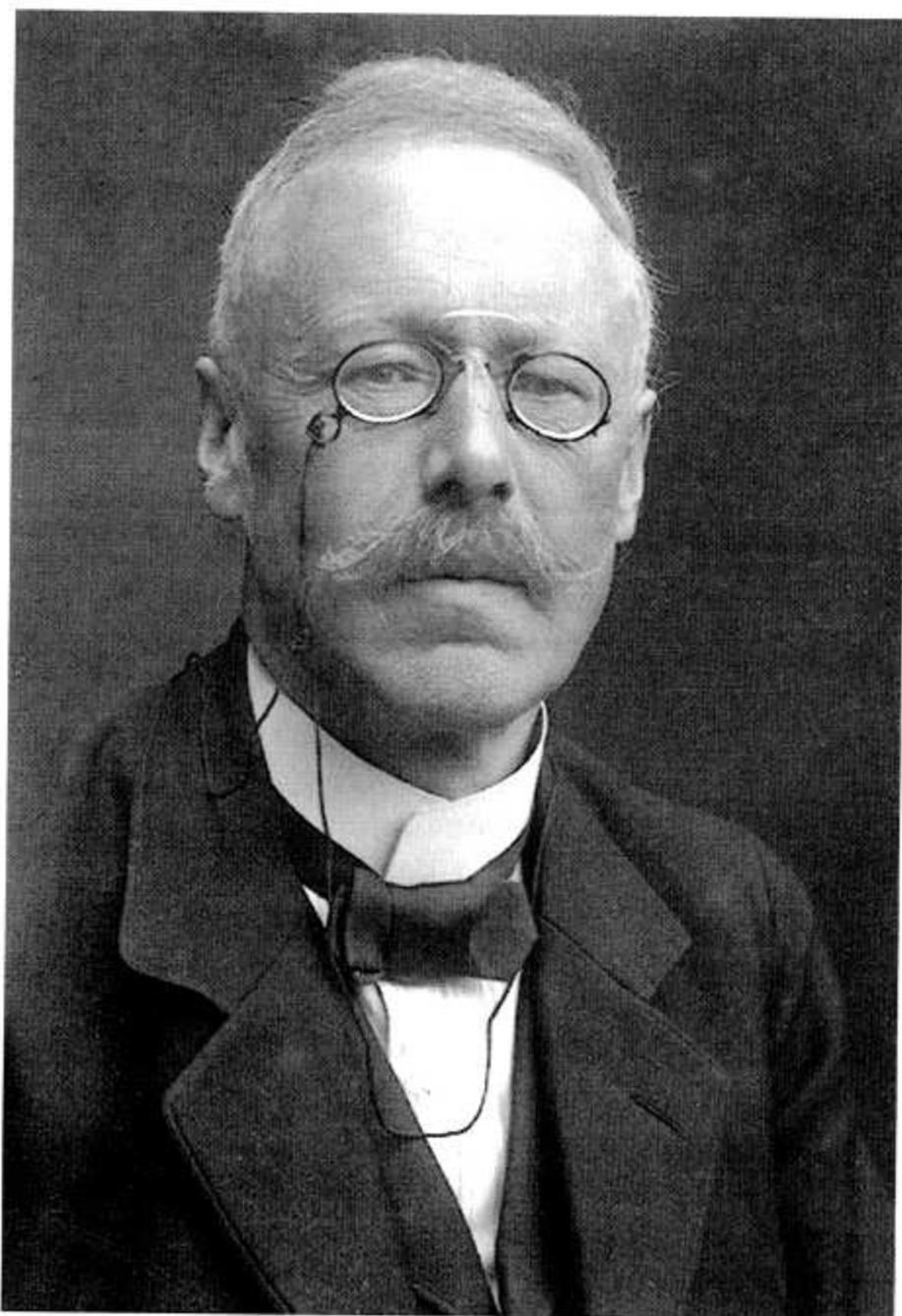
Bei der Beschäftigung mit Raabe fällt der Mangel an Quellenmaterial auf, zumal seit dessen Ableben erst fünfundsünfzig Jahre vergangen sind. Weder in den Archiven der Kirchengemeinde Meiningen, des Kirchenkreises Soest und der Westfälischen Landeskirche, noch in denen der Stadt sowie des Kreises Soest gibt es bis auf die unten genannten keinerlei Dokumente; selbst die Personalakte Raabes ist verschollen. Auch unter Berücksichtigung der Tatsache, daß Raabe Junggeselle war und es somit keine direkten Nachkommen gab, die aus Gründen der Pietät an der Archivierung seiner privaten Korrespondenz und Erinnerungsstücke interessiert waren, fällt es schwer zu glauben, daß ein Mann wie Raabe zweiundvierzig Jahre das Amt eines Pfarrers bekleiden konnte, davon sieben als Superintendent, ohne deutliche Spuren zu hinterlassen.

Im folgenden sollen die vorhandenen Fakten zusammengetragen und gebündelt werden: Viktor, oder mit vollem Namen: Karl Heinrich Franz Viktor Raabe, war ein Soester Kind. Er kam am 6.9.1864 als Sohn des Uhrmachers Viktor Raabe und dessen Ehefrau Sophia, geborene Brinkmann, zur Welt und wurde zu St. Petri getauft. Sein Elternhaus war das noch heute am Markt zu Soest bestehende Juwelier- und Optikstudio gleichen Namens. Daß sein Vater römisch-katholischen Glaubens war, hinderte ihn später nicht, in seinen Synodalberichten gegen *die Machenschaften Roms, die dreisten Übergriffe des römischen Klerus*, das 1929 mit Preußen abgeschlossene Konkordat und immer wieder gegen die *erschreckend hohe Zahl der Mischehen* zu polemisieren. Raabe stand mit solchen Äußerungen nicht allein: Die Konfessionen waren vor dem Zweiten Vatikanum nur sehr eingeschränkt dialogfähig. Um so überraschender und erfreulicher ist die positive Würdigung der Stockholmer Weltkirchenkonferenz durch Raabe: Sie stellt seinem Willen zu einer echten Ökumene unter gleichberechtigten Kirchentümern das beste Zeugnis aus¹.

Seine Schulausbildung absolvierte Raabe am Soester Archigymnasium und bestand dort sein Abitur zum Ostertermin 1885. Er blieb dieser Schule auch später in besonderer Weise verbunden; als Superintendent sorgte er sich zum einen um deren traditionell evangelischen Charakter - schließlich war sie unter direkter Beteiligung Melanchthons gegründet worden -, zum anderen um ihr humanistisches Erbe in Zeiten heraufdämmernder Barbarei. Als im Jahre 1928 (etwa aus antisemitischen Gründen?) die staatlichen Mittel für den Hebräisch-Unterricht gestrichen wurden, stellte Raabe den folgenden Antrag an die Kreissynode: *Leider wird an den Gymnasien der hebräische Unterricht nicht mehr als ordentliches Lehrfach angesehen, und es werden für die Erteilung dieses Unterrichts keine Mittel staatlicherseits mehr zur Verfügung gestellt. Um an dem alten stiftungsgemäßen evang. Gymna-*

sium, für dessen evang. Charakter wir zu kämpfen haben, diesen Unterricht weiter möglich zu machen und damit auch für Nachwuchs an evang. Theologen und Philologen zu sorgen, hat der Syn.-Vorstand den unter 3 [7] der Tagesordnung verzeichneten Antrag eingebracht, wonach die für die evang. Schüler durch die Teilnahme am hebräischen Unterricht entstehenden Kosten auf die Syn.-Kasse zu übernehmen sind.² Der Antrag wurde übrigens einstimmig angenommen.

Es ist nicht nur das altsprachliche Rüstzeug, welches Raabe vom Archigymnasium mit auf den Weg gegeben worden ist und ihn sein Theologiestudium nach nur sechs Semestern beenden ließ. Raabe wußte, daß evangelisches Christentum ohne Humanismus nicht zu haben sei, jedenfalls nicht ohne erheblichen Niveauverlust. Und so wundert es auch nicht, daß er nach seinem Studienbeginn an der vom konfessionalistischen Luthertum geprägten theologischen Fakultät in Erlangen die etwas freisinnigere Luft der Universitäten Berlin und Bonn atmen wollte. Die Erinnerung an seine Studienjahre, die Freude an rheinischer Landschaft und Lebensart mögen ihn bewogen haben, seinen Ruhestand in Bad Godesberg zu verbringen.



Viktor Raabe (1864-1942)

Für die Überlassung des Fotos danken wir Frau Paula Deike, Göttingen

Der Blick über den Tellerrand des reinen Kirchenfunktionärs, insbesondere die Wertschätzung umfassender Bildung, Forschungsdrang, Kunstverstand und Ringen um geistigen Horizont waren für Viktor Raabe als einem Mann alter Schule noch selbstverständlich. Er tat sich nicht nur als Pfarrer und Theologe, sondern auch als Heimatforscher hervor und veröffentlichte einen längeren Aufsatz über "Das Dominikanerinnen-Kloster Paradiese"³.

Eine weitere Publikation befaßt sich mit den Opfern des napoleonischen Rußlandfeldzugs im Winter 1812/13⁴. Diese waren über dem glorreichen Abschluß der Freiheitskriege und mancher späteren Sedan-Feier vergessen worden. Ihrer ausgerechnet im zweiten Jahr des ersten Weltkriegs zu gedenken, mutet an wie ein stiller Abschied von Hurra-Patriotismus und nationaler Trunkenheit, denen sich damals viele Zeitgenossen, u.a. Raabes Nachfolger im Amt des Superintendenten, der Borgelner Pfarrer Adolf Clarenbach, ergeben hatten. Trotz mancher Gegensätze in Wesens- und Denkungsart verstanden sich Raabe und Clarenbach ausgezeichnet; letzterer stellt seinem Vorgänger und Amtsbruder das vielleicht schönste Zeugnis aus: "Es war der spätere Superintendent Raabe in Meiningsen, dem ich mich zu besonderem Dank verpflichtet fühle wegen so manchen guten, freundschaftlichen Rates und auch wohl derben Puffes, den ich von ihm erhielt. Er war ein im praktischen Amt, in Seelsorge und Verwaltung sehr erfahrener Mann. Er verstand es vor allem mir, der ich schon bald [in] ein enges, freundschaftliches Verhältnis zu ihm geriet, die feinen Grenzen zu zeigen, die dem Geistlichen nun einmal bei allem gesellschaftlichen Verkehr und bei aller fröhlichen Sinnesart gezogen sind. Ich war eben erst von der Universität gekommen. Er selbst war auch eine zu fröhliche Natur, als daß ich von ihm jene unleidliche, übergeistigte Tonart des frömmelnden Salbaderns hätte lernen können. Er war dabei ein hervorragender Kenner heimatlicher Volkskunde, Kunst und Geschichte, was umso verwunderlicher war, weil es zu jener Zeit noch wenig Literatur über diese Dinge gab. Durch ihn habe ich meine engere und weitere westfälische Heimat auf mancher Wanderfahrt zu Fuß oder per Rad genauer kennengelernt, als es bei den meisten der Fall sein wird. Jedenfalls hätte ich manche Aufgabe, die man mir im späteren Leben auf diesem Gebiet stellte, nicht erfüllen können, wenn nicht Freund Raabe mein Lehrmeister gewesen wäre.

Zwei Fehler hatte allerdings dieser sonst so prächtige Mensch. Der eine war der, daß er keine Frau hatte. So hatte er sich dann auch, nachdem seine Schwester, die ihm den Haushalt geführt hatte, gestorben war, mit einer rasch abwechselnden Reihe von zahlreichen Haushälterinnen abzumühen. Wenn er bei einer unserer regelmäßigen Zusammenkünfte fehlte, hieß es schon immer: "Er lernt eine neue Hausdame an!" Aber dann fand er eine Hausdame, die ihn lange Jahre in seinem Pfarrhaus betreute und hernach mit ihm in seinen Ruhesitz nach Godesberg am Rhein zog. - Der andere Fehler aber war der, daß er wirklich zu bescheiden war. Es gehörte schon etwas dazu, wenn man ihn dazu bringen wollte, einen kleinen Artikel über einen heimatlichen Stoff zu schreiben. Ich kann mich nicht entsinnen, daß wir es fertig gebracht haben, daß er einmal einen Vortrag aus dem reichen Schatz seines Wissens gehalten hätte. Er hatte eine fast krankhafte Scheu, damit an die Öffentlichkeit zu treten. Dem entsprach es auch ganz, daß er angeordnet hatte, die Nachricht von seinem Tode dürfe erst nach seiner Beisetzung verschickt werden. So war es keinem seiner engsten Freunde und nur einem einzigen Pfarrer aus seiner alten Synode vergönnt, an seinem Grabe zu stehen."⁵

Nicht nur Clarenbach wußte die kultur- und heimatgeschichtlichen Kenntnisse seines Amtsbruders zu schätzen. Folgt man dem Namensregister der "Soester Zeitschrift", so finden sich in vielen Aufsätzen immer wieder Verweise auf Raabe als Informant und Gewährsmann. Auch die Tatsache, daß die besagte Zeitschrift der Jahrgänge 22/23 Raabe als Vorstandsmitglied des Soester Geschichtsvereins aufführt, spricht für sich.

Dieser Mann, von dessen Charakter und Geisteshaltung wir nunmehr schon ein einigermaßen festumrissenes Bild haben, stellte sich, nachdem er vor dem Münsteraner Konsistorium zum Ostertermin 1890 sein Zweites Theologisches Examen bestanden hatte, als Kandidat für die freigewordene Meininger Pfarrstelle zur Wahl - neben elf weiteren Bewerbern: Der Überschuß an Pfarramtskandidaten ist also nicht nur ein Problem der Westfälischen Landeskirche unserer Tage.

Der Modus der Pfarrwahl unterschied sich von einer heutigen in mancherlei Hinsicht: Sind es nunmehr allein die Presbyter, welche laut Kirchenordnung über die Wahl eines Pfarrers zu entscheiden haben, so war diesem Gremium in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg noch eine ganze Anzahl an Gemeinderepräsentanten beigegeben, die ebenfalls volles Stimmrecht und vor allem die überwältigende Mehrheit besaßen. In Meiningen standen den vier Presbytern sechzehn solcher Repräsentanten gegenüber.

Nun besitzt Meiningen bis auf den heutigen Tag ein sogenanntes Patronat besonderer Art: Die Stadt Soest, in ihrer Vergangenheit vor allem aus militärstrategischen Gründen an einem festen Ort auf der Haar interessiert, wollte für Kriegszeiten die Meininger Kirche als eine Art Warte in gutem baulichen Zustand erhalten wissen. Während der Soester Fehde und des Dreißigjährigen Krieges hat die St.-Matthias-Kirche in der Tat eine entsprechende Rolle spielen müssen. Aus diesem Grunde hatte die Stadt Soest die Verpflichtung übernommen, bei etwa anfallenden Restaurierungen der Kirche zwei Drittel der Baukosten zu tragen, wenn denn die Kirchengemeinde das notwendige Geld nicht alleine aufbringen könne. Daß eine solche Patronatsverpflichtung nicht ohne Gegenleistung erfolgen kann, liegt auf der Hand. Der Rat der Stadt Soest hat als Patron das Recht, bei einer Pfarrstellenbesetzung ein gewichtiges Wort mitzureden, d.h. aus der Anzahl der Bewerbungen drei Kandidaten zur Wahl vorzuschlagen. So gelangten 1891 in die engere Wahl: 1. Hugo Heim; 2. Viktor Raabe; 3. Ernst Schaeffer. Die auch in dieser Reihenfolge vorgeschlagenen Kandidaten hatten eines gemeinsam: Sie kamen aus Soest.

Man mag über einen solchen Lokalpatriotismus lächeln oder auch nicht: Die sich darin spiegelnde Fürsorge um die Kandidaten aus den eigenen Reihen ist allemal sympathischer als die Art, mit der der Rat 1933 gleich nach der Pensionierung Raabes sein Recht bei der zu erwartenden Pfarrstellenbesetzung einforderte, obwohl das Münsteraner Konsistorium die Stelle gar nicht freizugeben gedachte. In dieser Anfrage wird deutlich, daß nunmehr die politische Korrektheit im Sinne des Dritten Reiches zum Auswahlkriterium geworden wäre; ein Versuch der Gleichschaltung also.

Nach erfolgter Vorstellung und Probepredigt der Kandidaten entfielen 1891 vier Stimmen auf Hugo Heim und 16 Stimmen auf Viktor Raabe. Der Umschlag mit dem Ergebnis der namentlichen Abstimmung liegt noch versiegelt im Landeskirchlichen Archiv.

Obwohl sich im Abstimmungsergebnis das Zahlenverhältnis zwischen Presbytern und Gemeinderepräsentanten zu spiegeln scheint, ist es doch zufällig zustande gekommen: Einer der Repräsentanten, der Schmied Funke, hatte für Heim gestimmt und beklagte sich in einem Schreiben an das Konsistorium über die Repressalien, die er aufgrund seiner Minderheitenmeinung nunmehr von seinen Kollegen auszustehen habe, und erklärte den Rücktritt von seinem Amt mit sofortiger Wirkung. Doch scheint man sich anschließend im Einvernehmen arrangiert zu haben: Im Synodenbericht von 1932 wird des verstorbenen Funkes als Meininger Kirchmeisters gedacht.

Über die ersten Amtsjahre Raabes in Meiningen ist bis auf die dürren und für sein geistige Profil unergiebigsten Ergebnisprotokolle der Presbytersitzungen nichts überliefert. Wie im Falle der heimatkundlichen Kenntnisse darf man dem oben zitierten Urteil Clarenbachs auch über die ausgezeichneten Fähigkeiten seines zehn Jahre älteren Amstkollegen in Seel-

sorge, Verkündigung und Verwaltungstätigkeit durchaus Glauben schenken, zumal es noch von anderer Seite bestätigt wird. Der von 1945 bis 1954 in Meiningsen wirkende Pfarrer Wolfgang Rausch schrieb in seinem noch unveröffentlichten Entwurf einer Kirchengeschichte dieser Gemeinde: "Er hat ein strenges Regiment geführt und erhielt die traditionell gute Kirchlichkeit der Gemeinde." Doch ist er auch noch manchem älteren Gemeindeglied als gütiger und väterlicher Mann in Erinnerung.

Dennoch war das Pfarramt auf dem Dorfe keineswegs nur idyllisch. Das zeigt sich in den präzisen, knapp gefaßten Synodalberichten, die Raabe nach seiner am 16.9.1926 erfolgten Wahl zum Superintendenten zu verfassen gehalten war. Es sind bis auf die oben erwähnten Aufsätze und wenige erhaltene Briefe die einzigen schriftlichen Zeugnisse aus der Feder Raabes. Mit großartiger Urteilskraft bringt er darin politische, soziale und theologische Fragen auf den Punkt, liebt es aber, seine eigene Meinung hinter Zitaten aus den einzelnen Presbyterien oder namhaften Theologen (z.B. O. Dibelius) zu verstecken. Lediglich dort, wo er durch die Zeitumstände den Bekenntnisstand herausgefordert sah, bezieht er - dann allerdings mit großem Nachdruck - eindeutige Position.

Die Wahl Raabes zum Superintendent der Synode Soest ist keine Überraschung gewesen, war er doch vorher bereits Synodalassessor unter seinem Vorgänger Kuhr aus Weslarn, welcher nach 46 Dienstjahren 1925 emeritiert wurde. Auch der Nachfolger Raabes als Superintendent, Adolf Clarenbach aus Borgeln, war Bördepfarrer. Dies ist ebenfalls kein Zufall. Erst nach der Bildung des Kirchenkreises Arnsberg verloren die kleinen Land- bzw. Diasporagemeinden die Mehrheit in der Synode Soest.

Eine Trennung zwischen Soest und dem Diasporabereich im Süden, also Arnsberg, wurde übrigens schon auf Anregung der Superintendentenkonferenz vom 1.3.1926 von der Synode Soest verhandelt. Raabe schreibt dazu: *Wenn nach dem obigen Bericht die Änderung der Synodalgrenzen in der Provinz seit Jahren ventilert ist, so ist die Frage der Teilung unseres Soester Kirchenkreises seit Jahrzehnten erörtert worden. In den Tiefen des Superintendentur-Archivs fand ich ein Aktenstück aus dem Jahre 1870, und in meinem Schreiben vom März habe ich zur Aufklärung über den Gegenstand auf die Synodalprotokolle 1883, 1884 und 1893 verwiesen. Das Wiederkehren der Frage beweist, daß eine Änderung des bestehenden Zustandes erwünscht wäre, die Ablehnung der dahin zielenden Anträge aber zeugt davon, daß man den richtigen Weg der Abhilfe noch nicht gefunden zu haben glaubt.*⁶

In der Tat wurde der Antrag der neun Diasporagemeinden Arnsberg, Oeventrop, Warstein, Neheim, Hüsten, Meschede, Ramsbeck, Brilon und Lippstadt auf Verbleib in der Synode Soest mit zwei Gegenstimmen angenommen. Zur Begründung heißt es: *Für uns [die betroffenen Gemeinden] bedeutet das Ausscheiden aus der Synode mit ihrem Mittelpunkt Soest den Verlust eines Stützpunktes und festen Rückhaltes, und dieser Verlust würde auch durch eine ergiebigere Versorgung in ephoraler Beziehung nicht ausgeglichen werden [...]. Durch die Zugehörigkeit zu einem größeren Verbandsverbande werden Diasporagemeinden vor der Gefahr bewahrt, nur ihre eigenen Interessen zu kennen und zu fördern, behalten sie Fühlung und Verbindung mit den geistigen Mächten und Strömungen der Gesamtkirche, werden sie auch durch die Möglichkeit, sich mit ihnen zu beschäftigen, vor Einseitigkeit geschützt.*⁷ Vor dem Hintergrund der 1997 beschlossenen Verwaltungsunion der Kirchenkreise Soest und Arnsberg besitzen diese Sätze wieder hohe Aktualität.

Wie sehr Raabe gerade das Wohl der kleinen Land- und Diasporagemeinden am Herzen lag - gewiß ebenso aus eigenen Erfahrungen wie in urchristlicher Tradition - das zeigt seine Reaktion auf den Antrag von Ostönnen auf Sonderzuweisung aus dem Kollektensfonds: Im Blick auf die finanzielle Ausstattung kann man erkennen, daß die Unterstützungsbedürftigkeit sich nicht mehr nur auf die jüngeren [Diaspora-] Gemeinden beschränkt. Es läßt sich

auch ahnen, wie schwer es den Presbyterien unserer Landgemeinden wird, ihren Haushaltsplan ins Gleichgewicht zu bringen, ihre kirchlichen Gebäude und Einrichtungen zu unterhalten, und wie oft Wünsche zurückgestellt werden müssen, die anderswo aus eigenen Mitteln oder mit Unterstützung von auswärts zu befriedigen sind.⁸ Muß noch hinzugefügt werden, daß sich bis heute nichts daran geändert hat und im November 1992 wiederum Ostönnen wegen DM 500,- zur Deckung des Haushalts bei der Synode vorstellig wurde?

Überhaupt erscheinen die Fragen, mit denen sich die Synode und einzelne Kirchengemeinden zu befassen haben bzw. hatten, wie die ewige Wiederkehr des Gleichen. Finanzieller Notstand der Kirche, Streitigkeiten über Parochialgrenzen, Renovierung der Kirchtürme von Sankt Maria zur Wiese, die Frage der Abtreibung, das Problem der Arbeitslosigkeit, all das mutet seltsam vertraut an.

Es gab Ansätze einer Urlauberseelsorge - übrigens mit demselben Erfolg wie die unserer Tage. Zu den "Wochenendgottesdiensten" im Möhnetal bemerkt Raabe: *Der Besuch seitens der erwachsenen sog. Sommerfrischler und Ausflügler läßt noch sehr zu wünschen übrig. Obgleich durch Aushang auf und ab in allen Gasthöfen und Wirtshäusern des mittleren Möhnetals auf die Gottesdienste hingewiesen wurde, fanden wenige den Weg dorthin.*⁹

Es gab erste, wenngleich auch bescheidene Wellen von Kirchenaustritten. Während die entsprechenden Zahlen heutzutage verschämt übergangen oder mit dem Hinweis auf den finanziellen Aspekt (Einsparung von Kirchensteuern) die tieferen Gründe der geistlichen Misere verschleiert bzw. schöneredet werden, legt Raabe die exakten Zahlen auf den Tisch und den Finger auf den wunden Punkt: *In Anbetracht der Propaganda der Kommunisten und sonstiger Kreise, die für den Austritt oder Übertritt werben, sind diese Zahlen nicht hoch. Sie sollten uns jedoch nicht in Sicherheit wiegen, sondern, wenn sie auch noch so gering sind, uns zur neuen Treue und Wachsamkeit mahnen.*¹⁰ Gleichzeitig setzt er sich durch eine entsprechende Synodalbeauftragung an Pfarrer Jansen aus Schwefe, durch entsprechende Referate auf der Pfarrkonferenz, auf der Versammlung der Presbyter und Gemeindeverordneten sowie der gesamten Männer- und Frauenvereine nachdrücklich für die Bekämpfung der Gottlosenbewegung ein¹¹.

Die Ursachen solcher Entwicklungen sah er nicht nur in der sozialen Schieflage und Massenarbeitslosigkeit, die es durch Werke der christlichen Nächstenliebe zu begegnen gelte, sondern auch in dem allgemeinen religiösen und sittlichen Tiefstand: *Die allgemeine geistige Versimpelung durch möglichst geistlose Vergnügungen nimmt wohl eher noch zu als ab.*¹² Genau dieses auch uns nicht unbekanntes Phänomen, geistige Abstumpfung und moralische Verrohung, gepaart mit christlichem Traditionsverlust, sollte zum Nährboden des Nationalsozialismus werden.

Im Gegensatz zu vielen Zeitgenossen hatte Raabe die Zeichen der Zeit recht früh erkannt. Bereits 1925 setzte er das Konsistorium von dem neuheidnischen Brauch des Johannisfeuer zu Meiningsen in Kenntnis, das sich 1928 zur veritablen Sonnwendfeier auswuchs und zu dem dann 1932 die Soester Jugend vom Jakobitor hinauf nach Meiningsen pilgerte. Die hektographierten Programme sind noch im Landeskirchlichen Archiv zu Bielefeld erhalten, die dazugehörigen Begleitschreiben sonderbarerweise nicht.

Wie dem auch sei: Auch wenn seine Briefe verschwunden sind, so sprechen die Synodenberichte Raabes eine deutliche Sprache. 1930 leitet er seinen Bericht wie folgt ein: *In derselben Zeit, in der unsere Kreissynode in diesem Jahre tagt, sind die Vertreter aller evangelischen Kirchen in Augsburg zusammengekommen, um dort, wo die Väter vor 400 Jahren das Bekenntnis ihres Glaubens vor Kaiser und Reich abgelegt haben, sich gemeinsam wieder zu stellen auf den Grund dieses Glaubens und sich im Bekenntnis dazu gegenseitig zu stärken in den schweren Kampf- und Nottagen, darin unsere Kirche steht, und denen sie*

ohne Zweifel auch weiter entgegenzieht. Denn der Ansturm des organisierten Unglaubens überall in der Welt gegen alle Religion, und nicht zum mindesten gegen die Kirche der Reformation, wie er auf dem Boden des Freidenkertums und des Atheismus erwächst oder aus politischen Gründen entsteht, nimmt von Jahr zu Jahr zu: Der Aufmarsch der feindlichen Kräfte ist gegenwärtig in voller Bewegung. Anzeichen dafür kennen wir alle, nicht nur aus Rußland, 'wo die Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte stehen', sondern auch bei uns in Deutschland, wo man auffordert zu 'rotem Ostern' und aufruft zu Gewaltakten gegen alles, was dem Christen heilig ist. Wohl sind angesichts dessen die Gewissen bei vielen wach geworden, und manch einer besinnt sich wieder mehr, als bisher auf seine Pflichten gegen Kirche und Bekenntnis, aber leider stehen doch noch Tausende abseits, kalt und gleichgültig und ohne Verständnis für das, was sie an ihrer Kirche und ihrem Glauben haben könnten. Wir aber wollen uns auch hier zusammenschließen mit den Bekennern von Augsburg einst und heute, in der gewissen Zuversicht auf das Wort des Herrn, darauf die Augustana sich im VII. Artikel stützt, 'daß allezeit sein und bleiben müsse eine heilige christliche Kirche'.¹³

Volle vier Jahre vor der Theologischen Erklärung der Bekenntnissynode von Barmen (Mai 1934) faßt Raabe Kirche und Christentum als Hort des inneren Widerstands gegen die Radikalisierung seiner Zeit auf. Es ist, wie er als Lutheraner weiß, einzig die geglaubte, nicht die verfaßte Kirche, welche sich der Vereinnahmung von außen erwehren kann; *status confessionis*, Scheidung der Geister und Kirchenkampf sind für seinen hellstichtigen Blick die notwendigen Konsequenzen.

Daß er keineswegs, wie es hier vielleicht noch den Anschein haben mag, auf dem rechten Auge blind ist, zeigt der folgende Passus aus dem Synodenbericht von 1932. Ein Jahr, nachdem der ehrgeizige Pfarrer Bruno Adler aus Weslarn in der Pfarrkonferenz über das Thema "Nationalsozialismus und Christentum" referierte (man beachte die vielsagende Reihenfolge der Begriffe), wendet sich Raabe nüchternen Geistes und ideologisch völlig immun ein letztes Mal an die Synodalen: *Die Tage des 'gemütlichen' Christentums sind jedenfalls gründlich vergangen. Die Weltbewegung des Bolschewismus macht sich zum Träger wütendsten Hasses gegen jede Religion. Sie scheint der Antichrist unserer Tage zu sein. Gegen seine Angriffe rüstet sich die Kirche. Aber ebenso hat sie sich zu wehren gegen jene neue Religion, die vom Standpunkt eines modernen Rassegedankens aus für das deutsche Volk nur eine 'germanische' Religion gelten lassen will, nicht eine auf 'semitischem Boden gewachsene'. Das kleinste Diaspora-Dorf spürt heute, daß Kampfzeit anbrach. Wo liegt nun unsere Stärke? Daß die Kirche sich bemüht, auf allen möglichen Wegen in die Öffentlichkeit zu gehen, daß sie durch Massenversammlungen und konkurrenzfähige Zahlen zeigen will, wie viele noch zu ihrer Fahne halten, ist wohl nötig und gut. Daß die Christen der ganzen Welt als eine zusammengehörende Schar sich auf den einen Leib Christi zu besinnen anfangen, ist erfreulich, wenn es auch reichlich spät und langsam geschieht. Ob die ganze gegenwärtige Organisation unserer Kirche dem kommenden Sturm gewachsen ist, wird sich zeigen müssen. Daß in jeder Gemeinde Pfarrer, Presbyter und Gemeindeverordnete mit Liebe und Treue über das kirchliche Leben wachen, wie erfreulich und erwünscht bleibt das alles. Aber alles das hilft nichts und wird nie unsere Stärke, wenn nicht Gottes Geist Menschenherzen faßt, so daß sie das Wunder der Wirklichkeit Jesu Christi wieder sehen lernen und in ihm den einen Fels, der im brandenden Meer des ewigen Auf und Ab der Weltgeschichte fest und unerschütterter bleibt. Unsere Stärke ist der unergründliche Inhalt der Bibel, wenn er von uns immer wieder neu und lebendig erfaßt wird. Daß unsere Gemeinden diesen Schatz, diese Wehr und Waffen besitzen, das ist unser Wunsch, das sollte unser Gebet sein: 'Suche Jesum und sein Licht, alles andere hilft dir nicht!'*¹⁴

Die analytische Schärfe, der theologische Gehalt und die konsequente, unbestechliche Geradlinigkeit dieser Ausführungen Raabes hätten es sicherlich verdient, als eine Perle auf die Schnur von "Vergessene Bekenntnisse des Jahres 1933" eingereiht zu werden¹⁵. Und mehr noch: Selbst die Sprache Raabes unterscheidet sich wohltuend von der *lingua tertii imperii*, sie ist ganz und gar nicht infiziert von der Begrifflichkeit des Dritten Reiches, die selbst namhafte Vertreter der Bekennenden Kirche fromm und fleißig adaptiert hatten; vergleiche hierzu beispielsweise den folgenden Titel aus der Feder von Karl Heim: "Jesus der Herr: Die Führervollmacht Jesu und die Gottesoffenbarung in Christus", Berlin 1935.

Daß Raabe mit seinen Vorstellungen weder in der Synode noch im eigenen Presbyterium Gehör fand, ist nicht seine Schuld. Gerade das, was ihn in Augen der Nachwelt auszeichnet, nämlich seine strikte Bindung an Schrift und lutherischen Bekenntnissen in einer Zeit der geistigen Verirrung und ideologischen Trunkenheit, seine überlegene Weitsicht unter vielfach von nationalem Wunschdenken getrüben Augen, seine Zivilcourage und Charakterfestigkeit ließen Raabe durch sein Amt zur unbequemen Person werden, an dem sich die überzeugten Nationalsozialisten vor Ort emporhaßten.

Meines Wissens besitzt Meiningsen den einzigen Friedhof in der Börde, dessen Grabkreuze von der SA geschändet bzw. zerstört wurden¹⁶; ein Gemeindeglied berichtete, daß gleich nach dem Wahlsieg der NSDAP vom 30. Januar 1933 eine Denunziantin des Dorfes die Predigten des nicht gleichzuschaltenden Raabe eifrig mitstenographierte.

"Aus Ärger über die 'deutschen Christen', die die Einheit seiner Gemeinde zerstörten," schrieb Wolfgang Rausch in seinem Entwurf der Kirchengeschichte Meiningsens, sei Raabe 1933 in den Ruhestand gegangen. Leider ist auch der Brief Raabes mit seinem Rücktrittsgesuch an das Konsistorium nicht erhalten. Ohne Rückhalt in Presbyterium und Synode, die sich am 16. August vor Beginn der eigentlichen Tagesordnung bemüßigt sah, ein peinliches Bekenntnis zum Führer und Reichskanzler Adolf Hitler abzulegen, dürfte ihm wohl auch keine andere Alternative erwägenswert gewesen sein.

Man vergleiche die oben zitierten Ausführungen Raabes vom Synodenbericht 1932 mit dem anbiedernd-unterwürfigen Wortlaut dieser vom damaligen Synodalassessor v. Renesse (reformierte Gemeinde Soest) eingebrachten Erklärung: *Die Kreissynode bekennt sich mit dankbarer Freude zu der gottgeschenkten Bewegung, welche unser deutsches Volk unter der kraftvollen Führung unseres Reichskanzlers Adolf Hitler ergriffen und es vor dem drohenden Bruderkriege und Bolschewismus bewahrt hat. Sie ist freudig bereit, mit den Kräften des unverkürzten Evangeliums durch Wort und Tat an der Erneuerung unseres Volkslebens und der Herstellung einer gefestigten und geheiligten Volksgemeinschaft, die frei ist von Parteihader, Klassenkampf und Standesdünkel, mitzuarbeiten, und ruft unterschiedslos alle Kirchenglieder auf, der heiligen Verantwortung ihres Berufes, den uns unser Meister Jesus Christus anweist: 'Ihr seid das Salz der Erde' sich bewußt zu bleiben und hiernach treu zu handeln zum besten unseres deutschen Volkes und Vaterlandes.*¹⁷ Daß Raabe den Kampf gegen eine solche auch noch einstimmig beschlossene Dummheit als aussichtslos erachtete und sich als älterer Herr von fast siebzig Jahren vor den untragbar werdenden Verhältnissen in ein äußerst beredtes Schweigen zurückzog, statt zum Märtyrer wider Willen zu werden, schmälert seine Größe nicht und stellt seiner Urteilskraft ein weiteres Mal das allerbeste Zeugnis aus. Daß er trotz dieser Erfahrungen die Beziehungen zur Soester Synode auch nach seinem Rücktritt in den Ruhestand nicht abreißen lassen wollte, zeigt der in einem Brief vom 1. Oktober 1934 ausgesprochene Dank an den Kreissynodalvorstand für die Grüße und Wünsche zum 70. Geburtstag¹⁸.

Als Pfarrer alten Schlages verabschiedete sich Raabe natürlich nicht in den Ruhestand, ohne für seine Nachfolge im Amt zu sorgen. Er kannte das bis auf den heutigen Tag prakti-

zierte Verfahren der kirchlichen Aufsichtsbehörden, aus finanziellen oder disziplinarischen Gründen einen Pfarrstellenwechsel zum Anlaß für eine Aufhebung der Pfarrstelle bzw. deren Zusammenlegung mit einer Nachbargemeinde zu benutzen. Vorsorglich schreibt er am 25. Juli 1933 an das Konsistorium zu Münster: *Die Kirchengemeinde Meiningsen ist die kleinste unter den 10 Landgemeinden der Soester Börde. [...] Die geringe Seelenzahl war die Veranlassung, daß im vorigen Jahrhundert bei jeder Vakanz der Pfarrstelle außer bei der letzten 1890/91 der Plan erwogen wurde, die Gemeinde mit einer benachbarten zu verbinden.*

Glücklicherweise hat man jedoch davon Abstand genommen, denn ohne Zweifel würde die Verwirklichung dieses Planes, wie auch jetzt die zeitweilige Nichtwiederbesetzung der Pfarrstelle von nachteiligem Einfluß auf das kirchliche Leben sein. Wenn auch Gottesdienst, kirchlicher Unterricht, Seelsorge u.s.w. zur Not von einem benachbarten Pfarrer ausgeübt werden könnte, so vermag das doch nicht einen Ersatz dafür zu bieten, daß ein Pfarrer mit seinen vielfachen Aufgaben und Beziehungen zu den Familien und Einzelpersonen, die gerade in einer kleinen Gemeinde sich ergeben, innerhalb der Gemeinde wohnt.

Für die beste Lösung der einer Wiederbesetzung entgegenstehenden Schwierigkeiten würde ich es ansehen, wenn ein Plan, der schon oft im Kreise der Pfarrer der Synode erwogen und besprochen worden ist, zur Ausführung kommen könnte.

Wie ein Blick auf die Karte zeigt, liegt der alte Teil der Gemeinde eingesprengt in den Bezirk der St.-Petri-Gemeinde in Soest. Die Entfernung vom letzten Haus in Meiningsen bis zum ersten Hause in dem Dorfe Deiringsen (östlich von Meiningsen), zu St. Petri gehörig, beträgt 1 Klm. Die Entfernung von Deiringsen nach Soest 4 Klm. Die Deiringser Kinder müssen 2 mal in der Woche den 4 Klm. langen Weg zum kirchlichen Unterricht hin- und zurückmachen, während sie nach Meiningsen in 1/4 Stunde kommen könnten. Die Kirchgänger fahren, wenn sie nicht gehen, am Sonntag Morgen mit dem Autobus über Meiningsen nach Soest. Zurück müssen sie, da dann kein Autobus fährt, die 4 Klm. gehen. Deiringsen zählt ungefähr 250 ev. Einwohner. Der Weg von Meiningsen nach Deiringsen ist chaussiert.

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so, liegen die Verhältnisse in Ampen, nördlich von Meiningsen. Ampen ist von Soest gleichfalls ca. 4 Klm. entfernt, von Meiningsen ca. 1,7 Klm. Der direkte Weg dorthin ist allerdings nicht gut. Zudem hat Ampen Kleinbahnverbindung mit Soest und dadurch mehr Beziehungen zur Stadt als Deiringsen. Immerhin wäre auch dieser Ort von Meiningsen aus eher kirchlich zu versorgen, als das von Soest aus möglich ist. Ampen zählt etwa 650 evangelische Einwohner.

Bei einer Zuteilung dieser beiden Dörfer zur Kirchengemeinde Meiningsen würde diese auf 1300-1400 Seelen anwachsen. Ich glaube zu wissen, daß eine solche Umpfarrung in Deiringsen gewiß freudig begrüßt werden würde. Über die Stimmung in Ampen bin ich nicht so unterrichtet, sie ist vielleicht auch nicht einheitlich. Ich bitte, diesen Plan in Erwägung zu ziehen, der nicht nur dem Interesse der Kirchengemeinde Meiningsen entspricht, sondern auch dem kirchlichen Leben in den genannten Dörfern nur förderlich sein kann.¹⁹

Derartige Strukturüberlegungen sind den kreiskirchlichen Ausschüssen auch heutzutage nicht unbekannt. Damals fanden die Vorschläge Raabes kein Gehör; die Pfarrstelle zu Meiningsen blieb bis 1945 vakant und wurde zunächst von Ostönnen mit versorgt. Daß der damalige Pfarrer Clemen die Meiningsen zustehenden Einkünfte aus dem Klingelbeutel für seine eigene Gemeinde abzog, übertraf die schlimmsten Befürchtungen Raabes und ist den Meiningsern noch heute in denkbar schlechter Erinnerung.

Viktor Raabe starb am 12.8.1942 in Bad Godesberg. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin wurde er in aller Stille beigesetzt. Der einzige Amtsbruder und Vertreter der Meiningsen

Kirchengemeinde an seinem Grabe war übrigens der Schwefer Pfarrer Wilhelm Jansen. Er schrieb ins Kirchenbuch: *Und doch hätte dieser treue Seelsorger und Amtsbruder soviel Dank verdient.* So zitiert ihn Wolfgang Rausch in seiner noch nicht veröffentlichten Geschichte der Meininger Gemeinde. Das ehrende Andenken und die verdiente Anerkennung, die ihm eine verblendete oder verständnislose Zeit vorenthielt, möge ihm wenigstens posthum durch die Benennung des Gemeindehauses Meiningsen nach seinem Namen zuteil werden.

Bei allen inneren und äußeren Auflösungserscheinungen, von denen die evangelische Kirche Westfalens auch in unserer Zeit nicht verschont bleibt, mag dieser aufrechte Mann, der unter äußerst schwierigeren Bedingungen still und beharrlich seinen Dienst versah, als geistliches Vorbild dienen: *So wollen wir doch nie vergessen, daß letzten Endes nicht von Verfassungen und Paragraphen, von Kirchenordnungen und Gesetzen, so notwendig und wertvoll sie auch sind, der Bau des Reiches Gottes und seiner Kirche hier auf Erden, auch nicht das Gedeihen unserer ev. Kirche abhängt, sondern davon, daß sie gegründet ist und gegründet bleibt auf dem Grunde, der unbeweglich steht, wenn Himmel und Erde untergeht, und daß christliche, evangelische Persönlichkeiten in ihr leben und wirken, die erfüllt sind von dem Geist unseres Gottes.*²⁰

Anmerkungen

- * Festvortrag zur Einweihung des Gemeindehauses zu Meiningsen am 26.10.1997; zum Abdruck leicht gekürzt und überarbeitet.
- 1 Verhandlungen der Kreissynode Soest am 17. Mai 1926, S. 6.
- 2 Verhandlungen der Kreissynode Soest in Soest, am 22. Oktober 1928; S. 23f.
- 3 Vgl. Heimatkalender des Kreises Soest, 1 (1922), S. 75-78, und 2 (1923), S. 45-53.
- 4 Viktor Raabe, „Aus der Zeit der schweren Not“, in: Heimatkalender 1915 für die Kreissynode Soest, S. 36-38.
- 5 A. Clarenbach, Heitere Erinnerungen aus dem Leben eines westfälischen Landgeistlichen, Borgeln 1981, S. 60f.
- 6 Verhandlungen der Kreissynode Soest am 17. Mai 1926, S. 15f.
- 7 Ebd., S. 30.
- 8 Verhandlungen der Kreissynode Soest in Werl, am 24. Juni 1929, S. 17.
- 9 Verhandlungen der Kreissynode Soest in Soest, am 10. Oktober 1932, S. 26.
- 10 Ebd., S. 10.
- 11 Brief Nr. 341 an das Konsistorium vom 3. März 1932; Landeskirchliches Archiv Bielefeld.
- 12 Verhandlungen der Kreissynode Soest in Lippstadt, am 30. Mai 1927, S. 25.
- 13 Verhandlungen der Kreissynode Soest in Soest, am 23. Juni 1930, S. 6.
- 14 Verhandlungen der Kreissynode Soest in Soest, am 10. Oktober 1932, S. 7.
- 15 Vgl. Heinz Potthast (Hg.): Vergessene Bekenntnisse des Jahres 1933; in: Materialien für den Dienst in der Evangelischen Kirche von Westfalen, A 21, Bielefeld 1983.
- 16 Diese Information verdanke ich dem 1996 verstorbenen langjährigen Kirchmeister Heinrich Blumendeller.
- 17 Verhandlungen der Kreissynode Soest in Soest, am 16. August 1933, S. 5.
- 18 Landeskirchliches Archiv, Bielefeld.
- 19 Brief der Superintendentur Soest Nr. 796. Auf die Verfügung Ev. Konsist. v. 10.6.1933 Nr. Meiningsen I betr. Wiederbesetzung der Pfarrstelle in Meiningsen; Quelle: Landeskirchliches Archiv, Bielefeld.
- 20 Verhandlungen der Kreissynode Soest am 17. Mai 1926, S. 5.

Neues von der Stadtarchäologie Soest

Neben einigen Baustellenbeobachtungen waren es im Jahr 1998 wiederum drei größere Grabungen, die die Stadtarchäologie Soest in Absprache mit dem Westfälischen Museum für Archäologie durchführte.

Die im Sommer 1995 begonnenen Ausgrabungen auf dem Gelände des ehemaligen Dominikanerinnenklosters Paradiese bei Soest konnten im großen Umfang fortgesetzt und Ende des Jahres zum Abschluß gebracht werden. Großzügig unterstützt wurden diese Untersuchungen wiederum durch Mittel des Arbeitsamtes Soest, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz sowie durch die Eigentümer des ehemaligen Klosters.

Durch einen geplanten Neubau im Bereich des Klosterfriedhofes nördlich der ehemaligen Kirche mußte ein Teil des Gräberfeldes untersucht werden. Bei vielen der ca. 170 aufgedeckten Bestattungen, speziell denen des 17./18. Jahrhunderts, konnten Trachtbestandteile in Form von Gürtelschnallen, Rosenkränzen, Medaillons und kleinen Kruzifixen geborgen werden.

Wie in den vergangenen Grabungskampagnen konnten wiederum Befunde der archivalisch belegten Hofanlage, aus der das Dominikanerinnenkloster hervorging, ergraben werden. Wie bekannt schenkte um 1250 Graf Otto von Tecklenburg und seine Frau Mechthild ihren dortigen Besitz den Dominikanern, und der Ritter Heinrich von Alvoldinghusen stiftete seinen dortigen Hof zur Klostergründung. Ein großes, ca. 6,5 m breites und mindestens 11,5 m langes, hochmittelalterliches Gebäude mit Bruchsteinfundament war über einem Bachlauf, dessen Uferänder aufwendig mit Steinmauern ausgekleidet waren, errichtet worden. Durch den Bach verlief an einer Stelle eine Furt aus zwei Holzbohlen, zu denen eine Steintreppe führte. Ob es sich bei der baulichen Anlage um eine Mühle oder um Teile einer Niederungsburg gehandelt hat, die durch den Bach umflossen wurde, läßt sich z.Z. nicht beantworten. Jedenfalls wurde das Gebäude um die Mitte des 13. Jahrhunderts abgerissen, der Bachlauf verfüllt, u.a. mit umfangreichem Keramikmaterial dieser Zeitstellung, und die Niederung mit der Vierflügelanlage des Klosters bebaut.

Vor dem Bau einer Tiefgarage auf dem ehemaligen Burgtheaterparkplatz und den angrenzenden Parzellen konnten die Grabungen auf dem Gelände Rosenstraße 1 abgeschlossen werden.

Zu den jüngsten Befunden zählte ein teilweise unterkellertes, großes Fachwerkgebäude, das im Spätmittelalter errichtet worden war. Aus der Verfüllung eines großen Steinkellers (6,4 m x 6,4 m) stammt unter anderem umfangreiches keramisches Kücheninventar des 16./17. Jahrhunderts, das nach einer Zerstörung des Hauses, wahrscheinlich im Dreißigjährigen Krieg, dort einplanziert wurde. Ein neuer Steinplattenboden wurde aufgebracht, der Keller vergrößert, aber dafür niedriger wiederhergestellt. Ein prägefrischer Golddukat von 1639 mag den genauen Zeitpunkt dieses Ereignisses widerspiegeln. Bemerkenswert sind aus dem Zerstörungsschutt auch noch 16, z.T. vollständig erhaltene Model aus oxidierend gebranntem Ton. Die Model, die für die Herstellung von Gebäck gedient haben dürften, haben eine runde bis ovale Form, einen Durchmesser von 2,5 cm bis 10 cm und weisen durchweg figürliche Motive auf.

Wiederum konnten zahlreiche hochmittelalterliche Befunde aufgedeckt werden, wobei der interessanteste der Arbeitsraum eines Glockengießers sein dürfte. In dem ca. 1 m tiefen, 5,5 m x 3 m großen Raum fanden sich in der Mitte über einem 4,9 m langen Heizkanal die ver-

stürzten Reste einer Ofenkonstruktion aus Lehm und den stark verziegelten Teilen eines tönernen Glockenmodells und des dazugehörenden Formmantels. Das ca. 5 cm dicke Tonmodell ist zu ungefähr 80 % erhalten (Rand und Glockenkronen fehlen), so daß sich beim derzeitigen Restaurierungsstand eine Größe für die Glocke mit ca. 50 cm Durchmesser und einer erhaltenen Höhe von 65 cm errechnen läßt. Keramik aus der Verfüllung der Glockengießerwerkstatt ermöglichen eine vorläufige Datierung des Befundes in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts.

Eine Ausgrabung, die ebenfalls einem Fundplatz mit intensiver Buntmetallverarbeitung gilt, begann im August dieses Jahres. Auf dem „Plettenberg“ konnten 1995 zahlreiche Grubenhäuser und Pfostengruben von Holzhäusern aus karolingisch-ottonischer Zeit freigelegt werden. Schmelztiegelfragmente in großer Stückzahl sowie Schlackereste belegen eine intensive Herstellung von Messing an diesem Ort. Nach dem Abriß der „Alten Feuerwache“ und vor dem Bau einer neuen Turnhalle können nun weitere große Flächen des kleinen Hügels untersucht werden. Bisher wurde ein weiteres großes karolingerzeitliches Grubenhaus (4,8 m x 4,1 m) mit acht Innenpfosten entdeckt. Zur großen Überraschung fanden sich auf der Hügelkuppe bis jetzt auch zwei Gruben mit einem reichhaltigen Fundspektrum von Keramik der bandkeramischen Kultur und machen so den „Plettenberg“ zum ältesten jungsteinzeitlichen Fundplatz innerhalb des Soester Stadtgebietes.



Kloster Paradiese: Blick vom Ostflügel auf freigelegte Fundamente im Übergangsbereich zwischen ehemaligem West- und Nordflügel. Foto: Stadtarchäologie Soest



Soest, Plettenberg: Freilegung und Dokumentation von Pfostengruben innerhalb eines karolingerzeitlichen Grubenhauses. Foto: Stadtarchäologie Soest

Fundsachen zur Geschichte der Scharfrichter in Soest

1. Die Ehrbarmachung der Stockknechte

Bekanntlich wurde in früherer Zeit das Amt eines Stockknechts für ein unehrliches gehalten, dem nach allgemeinen Volksglauben ein Makel anlebe. Nach und nach gelang man indessen zu der Erkenntniß, daß nicht einem Dienste, dem sich wegen der damit verbundenen Unannehmlichkeiten nur wenige gerne unterzogen, diese Bezeichnung gebühre, sondern nur freiwillige schlechte Handlungen unehrlich machen könnten; und man fing deshalb an, auch die Stockknechte für ehrliche Leute zu halten. Unsere Vorfahren in Soest sahen dieß auch im Jahr 1762 ein, und beschlossen deshalb den damaligen Stockknecht und seinen Sohn, unter gebührlchen Feierlichkeiten für ehrlich zu erklären oder wie es in der Urkunde heißt, ehrlich zu machen. Die desfallsige Verhandlung dürfte Vielen unter uns nicht uninteressant seyn; sie versetzt uns in die damalige Zeit, und gibt zu Vergleichen mit der jetzigen, Anlaß, die für diese nur vortheilhaft ausfallen können. Darum wird nachfolgendes Protokoll nebst Anlage hier mitgetheilt.

Actum Soest, den 14ten Juni 1762

Wurde anheute der Actus wegen wirklicher Ehrlichmachung des Stockknechts also gehalten:

- 1. Kamen des Morgens um 9 Uhr aus jeder Hofe 15 Mann mit rührender Trommel und fliegender Fahne von ihren Hofecapitains Hause auf dem Paradeplatz marschirt.*
- 2. Wurden die Bürger rangiret und denenselben ein Adjutant gegeben, welcher dieselben commandiren muste.*
- 3. Um zehn Uhr marschirten die Bürger mit fliegenden Fahnen und Rührung der Trommel aufs Markt.*
- 4. Ging der sämmtliche Magistrat hinter denen Bürgern her.*
- 5. Diesen folgten die sämmtlichen Unterbediente, als Silber- und Stadtgerichts-Boten, Vögte und Führer, da denn*
- 6. zuletzt der Steckenknecht und dessen Sohn mit anschlossen.*
- 7. Auf dem Markt wurde ein Kreis von denen Bürgern geschlossen*
- 8. worinnen sich der ganze Magistrat verfügte, sodann*
- 9. wurde der Steckenknecht und dessen Sohn in die Mitte des Kreises gestellet.*
- 10. Musten die Fähndrichs aus jeder Hofe mit ihren sieben Fahnen, vor jetzt gedachten Steckenknecht und dessen Sohn sich hinpostiren, worauf*
- 11. mit der Trommel das Signal zur Ehrlichmachung gegeben wurde, welchemnächst*
- 12. der Secretair beiliegenden Aufsatz vorlas, und nachdem dieses geschehen*
- 13. der Herr Secretair dem Gefangenwärter und dessen Sohn, die sieben Bürger-Fahnen eine nach der anderen über den Kopf schlug und wurde also dieser Actus solchergestalt beschlossen, wie dann auch die Bürger sich nach ihren Hofen wieder hinbegaben.*

Soest, ut supra.

Aufsatz

Es wird ohne mein Erinnern bekannt seyn, daß in einer jeden Stadt und an einem jeden Ort, wo Obrigkeiten und Gerichtsbarkeiten vorhanden, außer anderen Unterbedienten

auch Gefangenwärter, Stockmänner und Gefangenschließer angesetzt werden müssen, deren Verrichtungen hauptsächlich darinnen bestehen, daß sie die mit Arrest belegten Personen wohl verwahren und warten müssen, dahero ein jeder leicht begreifen wird, daß auch solche Leute, dem Nutzen des gemeinen Wesens ganz unentbehrlich sind, und nicht abgeschaffet werden dürfen.

In dieser Stadt sind bekanntermaßen von undenklichen Jahren ebenfalls dergleichen Leute gewesen, welche man den Namen eines Stockknechts beigelegt und deren ihre Verrichtungen ebenfalls in nichts anders bestanden, als die Gefangenen und Arretirten zu verwahren und vor deren Wartung zu sorgen.

So bekannt nun auch dieses letztere ist, so hat dennoch die Erfahrung bezeuget, daß diese Leute nach dem Wahn des gemeinen Volks, als unehrliche angesehen worden, welches dann von Zeit zu Zeit so viel vermocht, daß zu einer solchen Station kein rechtschaffener tüchtiger Mensch mehr ausfindig gemacht werden können.

Ein jeder vernünftiger Mensch wird zwar den bishero habten Wahn des gemeinen Volks mißbilligen, alleine dieses kann nicht hinreichend seyn, denen mehrsten die von ihnen angenommenen Vorurtheile zu benehmen, noch weniger aber ist es möglich, bei so gestalten Sachen, einen tüchtigen Menschen zu Annehmung dieses Dienstes zu bewegen.

Indessen ist sehr viel daran gelegen, daß zu einer solchen Station ehrliche Leute angenommen und diesen kein unehrliches Wesen anklebe oder als unehrlich gehalten werden, hieselbst dieserhalben denn auch nebst abgestatteten Bericht, bei denen Hochlöblichen Landes-Collegiis Vorstellung gethan, daß der annoch lebende und vor jetzo allhier gegenwärtige Steckenknecht ehrlich gemacht, und in Zukunft nicht anders dann ehrliche Leute zu dieser Station angesetzt und mit dem Namen eines Gefangenwärters belegt werden möchte, welcher Vorschlag allerdings genehmiget, und freigegeben worden, solches Inhalts ihrer Vorstellung zu bewirken.

Damit nun dieserhalb sich Niemand hinführo mit Unwissenheit entschuldigen möge: so wird gegenwärtiger Actus hiedurch öffentlich vorgenommen, mithin der annoch lebende Stockknecht nebst seinem Sohn einem jeden unter Augen gestellet, gestalten Ich dann Namens Sr. Königl. Majestät in Preußen Unsers Allergnädigsten Königs und Herrn ein vor allemal, einen jeden sowohl in hiesiger Stadt als auch deren Botmäßigkeit, er möge seyn wes Standes und so gering er wolle hiedurch bekannt mache, daß hinführo keiner von diesen Leuten mehr den Namen eines Steckenknechts führen, sondern denenselben, und damit dieser aus unseren Gegenden auf ewig verbannet werden möge, der Name eines Gefangenwärters beigelegt seyn und hinkünftig nebst ihren Nachkommen vor ehrliche Leute gehalten werden sollen, gleichwie solche hiedurch nochmalen vor ehrlich erkläret, und der gegenwärtige und dessen Sohn gleichfalls vor ehrlich gehalten, und dabeneben einem jeden bei arbitrairer Strafe nachdrücklichst anbefohlen wird, selbige nicht anders als Gefangenwärter zu benahmen, und bürgerlichen Gesellschaften ohnweigerlich zuzulassen, als welches hiedurch einem jeden nochmalen hiedurch eingebunden und sich vor Schaden zu hüten gewarnet wird. Schließlich füge noch hinzu: Fürchtet und ehret den König und seyd gehorsam euer Obrigkeit.

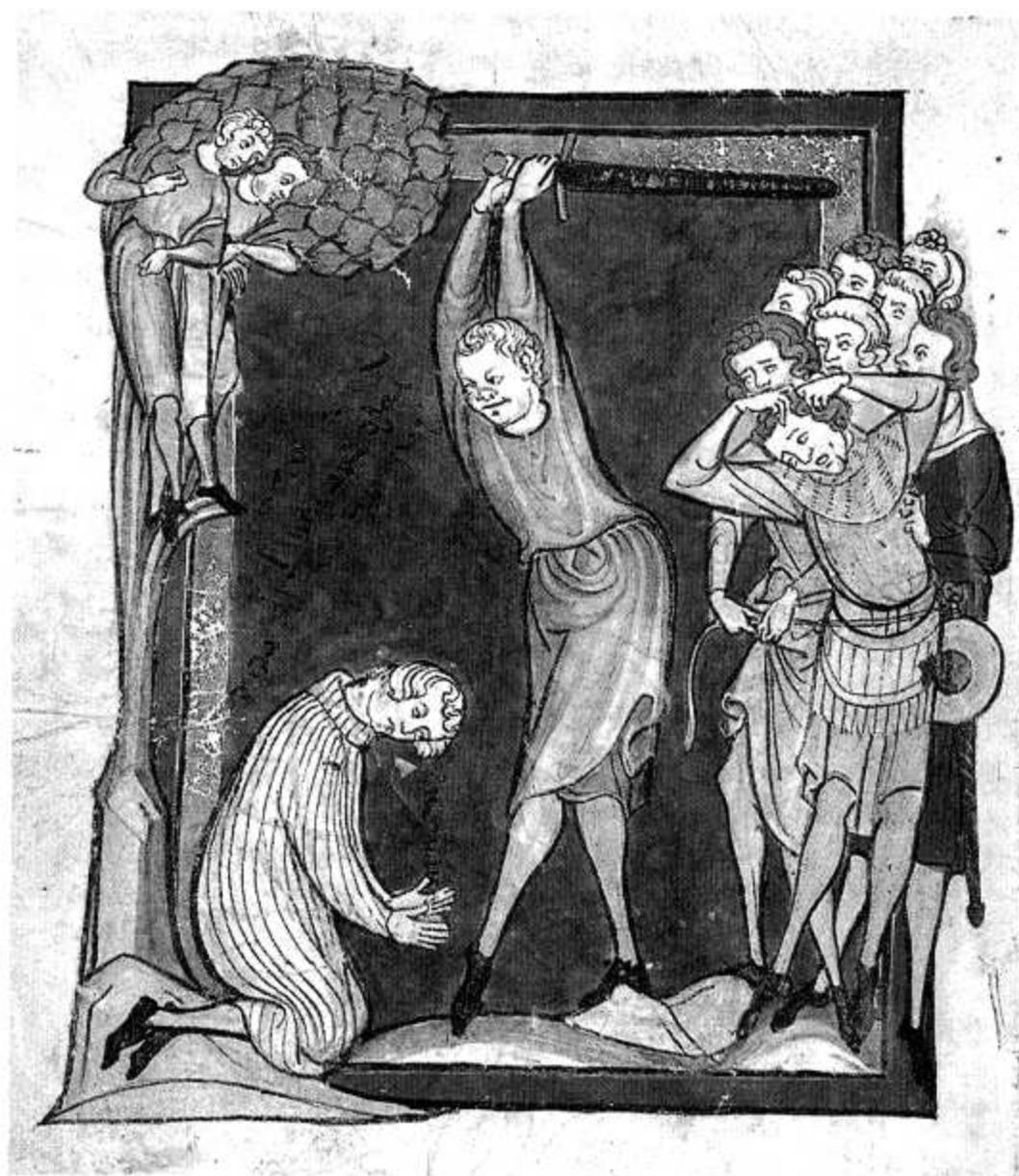
(Aus dem Soester Wochenblatt vom 13. August 1825)

2. Der Scharfrichter und Abdecker mußte jährlich Hundehandschuhe an die leitenden Herren der Stadtverwaltung liefern (ca. 1670)

Der Scharfrichter muß Jährlichs alß bald nach Ostern an die Cämmerey lieffern 19 par Unstrafflicher Hundehanschen, davon Empfangen nunmehr (gestalt jetzo nur 2 Rentmeister sein, da Anno 1671 undt vorhin 4 geweßen) anstatt der beyden abgangenen Rentmeister von der gemeine:

<i>beyde H[errn] Bürgermeister zur Stette</i>	<i>2 par</i>
<i>beyde H[errn] Camerarii</i>	<i>2 par</i>
<i>Rahts Cämmerschreiber und Lahrbusch</i>	<i>2 par</i>
<i>H[err] Pastor St. Georg</i>	<i>1 par</i>
<i>beyde H[errn] Secretarii</i>	<i>2 par</i>
<i>Freygraffen</i>	<i>1 par</i>
<i>beyden Vögten und Vogt zu lohn [Lohne]</i>	<i>3 par</i>
<i>beyden Cämmerdienern</i>	<i>2 par</i>
<i>beyden H[errn] Rentm[eistern] und Rentschr[eibern]</i>	<i>3 par</i>
<i>Ist übrig 1 par so der H[err] Cämner Empfänget</i>	<i>1 par</i>
	<i>Sum. 19 par</i>

Aus Stadtarchiv Soest, A Nr. 2950.

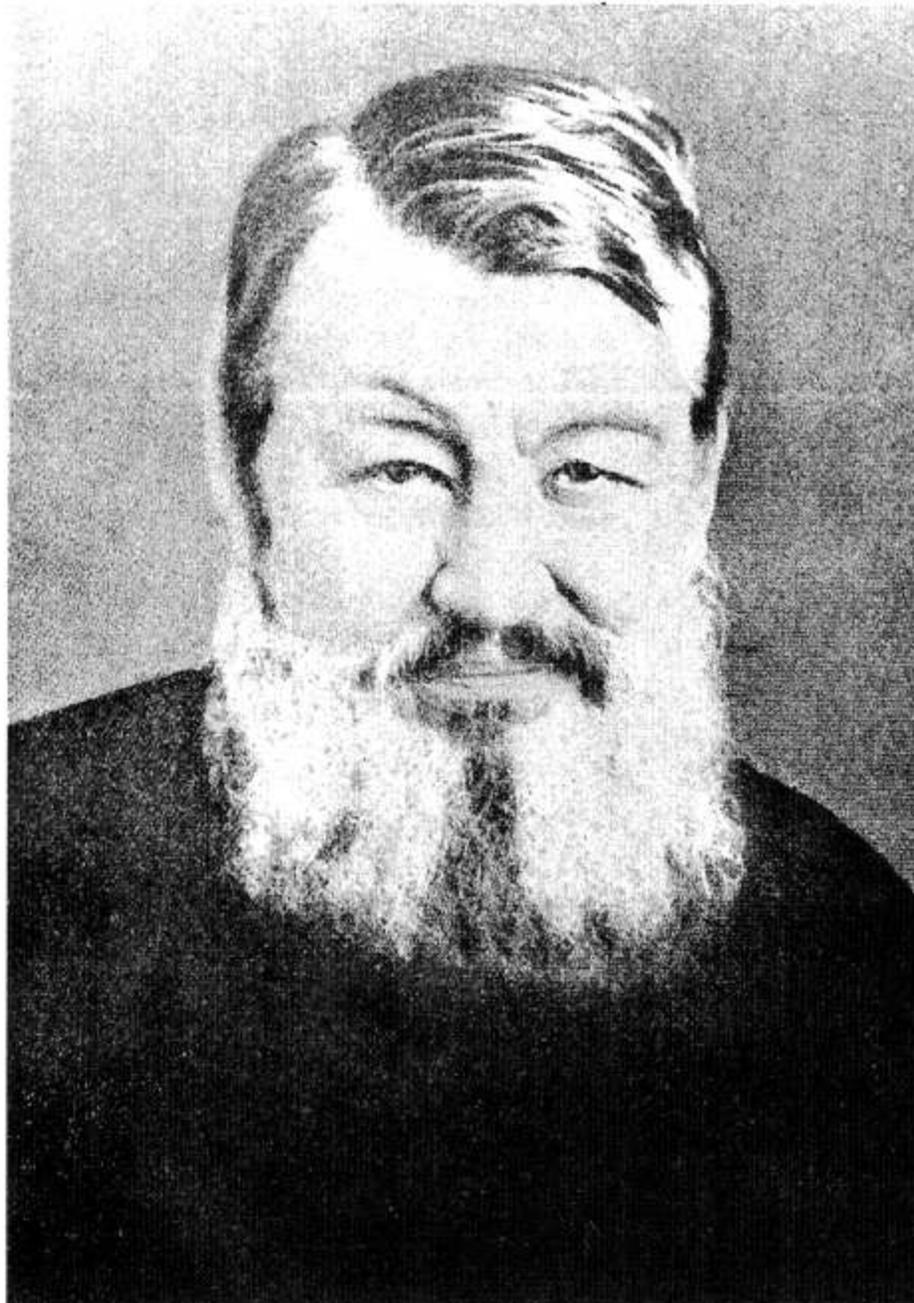


Enthauptung. Miniatur aus dem Soester Nequambuch von 1315 (Stadtarchiv Soest, A 2771)*

Portrait des Soester Professors Friedrich Dreckmann SJ (1840-1917)

Übersetzung aus dem Journal of the Bombay Natural History Society, Bd. 78 (1981), S. 234f.

Er wurde in Soest in Westfalen (Deutschland) geboren und schloß sich im Alter von 19 Jahren den Jesuiten an. Nach dem üblichen Studium der Philosophie, der Naturwissenschaften und Theologie ging er 1874 nach Indien, wo er dem St. Xaviers College in Bombay zugeordnet wurde. Er wurde bald Professor für Physik und 10 Jahre später Leiter des College. Friedrich Dreckmann war ein eifriger und begeisterter Naturforscher und fast von Beginn an Mitglied der "Bombay Natural History Society". Er steuerte interessante Beobachtungen zu den frühen Heften des Journals bei, und die erste Abbildung, die darin erschien, gehörte zu einem Aufsatz von Dreckmann über eine bisher nicht bekannte Wassertrugnattern-Art. Viele Jahre lang war er Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses der Gesellschaft und Vorsitzender der Sektionen für Fische und Reptilien. Seit früher Jugend hatte er gern Reptilien und Vögel beobachtet, und im Alter verfaßte er noch eine spezielle Untersuchung über die Schlangen in der britischen Provinz Bombay.



Friedrich Dreckmann (1840-1917)

Während seines Urlaubs, den er meist in Khandala verbrachte, wanderte er viel in der wildromantischen Schlucht zwischen der "Reversing Station" (mittlerweile abgebrochen) und "Duke's Nose" [Herzogs Nase] und studierte die Flora und Fauna. Blutsauger, Skorpione, Spinnen, Wildkatzen, Schlangen und andere interessante Bewohner der Wildnis waren die bevorzugten Objekte seiner Beobachtungen. Er konnte die gefährlichsten Giftschlangen mit einer fast unheimlichen Ruhe fangen, um ihr Verhalten in Gefangenschaft zu beobachten. Friedrich Dreckmann schrieb nicht gerne, und nur wenig ist unter seinem Namen veröffentlicht; aber viele wissenschaftliche Aufsätze anderer Autoren gehen auf seine wertvollen genauen Beobachtungen zurück. Er war ein Mann von tiefer Überzeugung, offener Ehrlichkeit und unnachgiebiger Entschlossenheit bei der Vertretung seiner Meinungen. Er haßte Scheinheiligkeit und Heuchelei und verkehrte gern mit ehrlichen und aufrichtigen Menschen, und jeder Beigeschmack von Heimlichtuerei war ihm zuwider.

Wir danken Herrn Gustav Kirk, Delligsen, für die Überlassung des Artikels und des Fotos.

Der Dreißigjährige Krieg in Stadt und Land - zum Beispiel in Soest und in der Soester Börde

Mit vielen Bildern und Dokumenten von Gerhard Köhn.

160 Seiten. Format 21 x 28 cm. Soest 1998. 39,80 DM.

In allen Buchhandlungen. ISBN 3-00-003239-8.

Im Oktober 1648 wurde der in Münster und Osnabrück ausgehandelte Westfälische Frieden verkündet, der den 30jährigen Krieg beendete.

In Westfalen sind viele Aktivitäten angeregt worden, um an diesen ersten europäischen Friedensvertrag vor 350 Jahren zu erinnern.

In Münster und Osnabrück stehen die Friedensverhandlungen als Reichs- und Staatsaktion, deren Vertragstext zum Reichsgesetz erhoben wurde, im Mittelpunkt von Ausstellungen, Vorträgen und Publikationen. In den Museen und Archiven der Provinz hat der Friede von 1648 kaum Spuren hinterlassen. Und wenn sie denn überhaupt etwas zur Jubiläumsfeier beitragen können und wollen, dann geht es in den Dokumentationen, Ausstellungen und Darstellungen der Lokalhistoriker hauptsächlich um den Krieg und das, was er den Landstrichen angetan hat.

So auch in Soest, wo das Stadtarchiv eine Ausstellung ausschließlich aus eigenen Beständen, wie Akten, Urkunden oder Kupferstichen zusammengestellt, und wo der Stadtarchivar ein Buch von 160 Seiten mit 115 Abbildungen auf eigene Rechnung – mit Unterstützung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe – herausgegeben und produziert hat.

Es bietet nicht nur eine detaillierte Beschreibung des unsäglichen Leids, das die Stadt Soest bei den acht Beschießungen, Eroberungen und Plünderungen bis 1640 erlitt. Besonders stellt es heraus, was die Landbevölkerung, die Bauern der zu Soest gehörenden 48 Bördedörfer, durch die marodierende Soldateska zu erdulden hatte.

Die Bauern wurden nicht erst seit 1618, dem offiziellen Beginn des 30jährigen Krieges, regelmäßig ausgeplündert. Die Religionskriege begannen eigentlich schon 1543, und bis 1648 bluteten die Bauern für unterschiedliche Heerhaufen oder auch nur durchziehende kleinere Reitertrupps.

In den 30jährigen Krieg ab 1618 mündeten zwei vorher begonnene kriegerische Auseinandersetzungen: der von 1568 bis 1648 dauernde Freiheitskampf der calvinistischen Nordniederländer gegen die Landesherrn, die katholischen Spanier, und der Erbfolgekrieg um den reichen Landbesitz des Herzogtums Kleve mit den Herzogtümern Jülich und Berg und den Grafschaften Mark und Ravensberg, der 1609 nach dem Tod des geisteskranken und kinderlosen Herzogs Johann Wilhelm aufgeteilt werden mußte.

In beiden Fällen richteten sich die Fronten letztlich nach den Konfessionen der Beteiligten, der Verbündeten bzw. jener, die aus politischem Kalkül, aus Gewinnstreben oder aus Machtgier sich einmischten.

Auf der einen Seite kämpfte die katholische Partei, vor allem der Kaiser, der bayerische Herzog mit anderen katholischen Reichsfürsten und die Spanier. Ihnen gegenüber standen die evangelisch-protestantischen Reichsfürsten, allen voran der Hesse mit dem calvinistischen-reformierten Kurfürsten von Brandenburg, der dänische König, die calvinistischen Nordniederländer, ab 1630 auch die Schweden und schließlich noch die Franzosen.

Soest und die Soester Börde haben in diesen Kriegsjahren so viele „Touristen“ gehabt wie nie zuvor. Bevorzugtes „Reiseland“ war die fruchtbare Soester Börde, und die hatte über 100 Jahre von 1543 bis 1648 zu leiden unter diesen Herrschaften, die kein Geld brachten, sondern die „Gastgeber“ ausplünderten.

Die große Soester Stadtgeschichte

Das fünfbandige Jahrhundertwerk - **Soest, Geschichte der Stadt** - ist noch nicht vollendet. Aber mit Band 2 und 3 ist der Anfang gemacht!

Die Bände sind fadengeheftet und in Ganzleinen gebunden. Sie enthalten viele farbige und schwarzweiße Abbildungen und Karten. Für die leserfreundliche Buchgestaltung konnte einer der führenden Typographen der Bundesrepublik gewonnen werden.

Band 2 erschien 1996 und hat den Untertitel: **Die Welt der Bürger. Politik, Gesellschaft und Kultur im spätmittelalterlichen Soest.**

Er umfaßt den Zeitraum vom 13. Jahrhundert bis zum Ergebnis der Soester Fehde (1444-1449), in der sich Soest von seinem Landesherrn, dem Kölner Erzbischof, trennte und sich einer Schutzherrschaft der Herzöge von Kleve unterstellte.

Der Soester Fehde als städtischem Emanzipationskonflikt ist deshalb auch ein wichtiger Beitrag in diesem Band gewidmet. Verfassungs- und verwaltungsrechtliche Untersuchungen beleuchten das Zusammenleben der spätmittelalterlichen Soester. Neben der Entwicklung des Hausbaus und der Wohnweisen von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis 1530, wozu auch die Stadtarchäologie neue Erkenntnisse beigetragen hat, bilden die Sakralarchitektur, Skulptur und Plastik, die romanische und gotische Tafelmalerei, die Kirchen, Klöster und die Frömmigkeit zentrale Themen in diesem Band. Schließlich enthält das gewichtige Buch auch Abhandlungen über die Musik, über Bücher, Literatur, Lesen und Bildung in Soest.

Band 3 erschien 1995 und hat den Untertitel: **Zwischen Bürgerstolz und Fürstenstaat. Soest in der Frühen Neuzeit.**

Städtische Autonomie und Bürgerstolz stehen im Gegensatz zur fürstlichen Herrschaft. 16 Autoren schrieben über Politik, Wirtschaft und Religion, über die topographische Entwicklung Soests, über seine Profanbauten von 1530 bis 1800 und wie man in ihnen wohnte. Sie verfaßten Aufsätze über Kunst, Kunsthandwerk und die alten Stadtansichten, über die Schule, die Sprache zwischen Nieder- und Hochdeutsch, über die jüdische Gemeinde, Hexenverfolgungen und über die Soester Garnison. Ein zentrales Thema sind die Kriege ab 1543 um den rechten Glauben, von denen der Dreißigjährige Krieg der letzte ist und dem der Jäger von Soest seine Existenz verdankt.

Hiermit ist eine Epoche der Soester Stadtgeschichte aufgearbeitet, die bisher stiefmütterlich behandelt wurde.

Soest, Geschichte der Stadt, Band 2 mit 936 Seiten kostet 98,- DM (ISBN 3-87902-043-4)

Soest, Geschichte der Stadt, Band 3 mit 960 Seiten kostet 98,- DM (ISBN 3-87902-044-2)

Westfälische Verlagsbuchhandlung Mocker & Jahn Soest.

Verkauf in allen Buchhandlungen.